
Frauenleben
Hanns von Zobeltitz





Frauenleben

In Verbindung mit andern herausgegeben

von

Hanns von Zobeltitz

XI

Johanna von Bismarck

Bielefeld und Leipzig
Verlag von Velhagen & Klasing
1907.

Johanna von Bismarck

Von

Prof. Dr. Eduard Heyck

Mit fünf Kunstdrucken



Bielefeld und Leipzig
Verlag von Velhagen & Klasing
1907.

Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.





Otto und Johanna von Bismarck.
Nach einer Photographie aus dem Jahre 1849.



Menschliche Größe gleicht dem Strom, der alle Wasser, alle Quellen, die bis zu ihm gelangt sind, vereinigt zu seiner Macht und Schönheit dahinführt; wer, der bewundernd ihn dahinwallen sieht, könnte sagen, aus welchem letzten Zustrom diese oder jene Welle in ihn gekommen sei, die nun als Teil im Ganzen, ununterschieden, in seiner Stärke treibend und drängend mit dahinzieht? So sahen wir Jungen den gewaltigen Mann und wußten und dachten nur, alles sei er, fragten noch gar nicht, wie nur ein solches Machtquantum ethischer Kraft in einen Menschen gekommen sei. Heut liegt es anders; trauernd mußten wir scheiden von ihm, wir dürfen nicht mehr als überwältigt Schauende am Ufer dieses wundermächtigen Stromes stehen, aber: wir wissen mehr von ihm. Die Zeichnungen seines Werdens, seiner Wege, der Quellen, die ihn bildeten, die ihn stark und groß machten, liegen ausgebreitet vor uns, die Zuflüsse, die in ihn einströmten, treten im Bilde hervor. Oder, um es aus dem Gleichnis in das, worauf gedeutet

werden soll, zu übersetzen: wenn auch der letzte Ursprung der individuellen Größe wohl ewig ein Geheimnis des im Hervorbringen der Natur waltenden starken Schöpferwillens bleibt, wenn uns nur die Umrisse, die Symptome des Werdens und Wachsens wahrzunehmen vergönnt wird, so erkennen wir in diesen Umrissen nicht bloß ganz äußerlicher Art heute doch, wie das Denken und der Lebensinhalt des tatmächtigsten und tatenumspannendsten Mannes wurden, den hervorzubringen dem Volke der Deutschen seit Luther und Friedrich wieder vergönnt ward. Und da nun wissen wir auch eines, überzeugen uns davon so sicher, daß wir es aussprechen dürfen: er hatte recht, daß sein Leben Dank war gegen seine Frau, daß sie die innerste und heiligste Kapelle in seiner starken Seele war; denn es hat ihm kein Mensch gegeben wie sie. Erstlich dadurch, daß sie so ganz genau die zu ihm passende, die in wichtigen Dingen ähnlich wie er empfindende und in den übrigen sich mit ihm ergänzende und ausgleichende, in allem aber die sein Persönliches mitlebende, im Wert ihm erhöhende war. Und zweitens dadurch, daß sie alles andere als bequem und vergnüglich zu haben war. O nein, sie war ein Temperament von feinem und spannendem Stahl, stark und eifrig, wie ihr sicherer Gott im Alten Testament, zürnend gleichsam bis ins dritte, liebend und in Dank vergeltend bis ins tausendste Glied, eine weibliche Erscheinung voll Leidenschaft, in deren großem,

tiefem Auge mancher feine und nicht durchschnittlich menschenkundige Beobachter einen stillen „Fanatismus" des subjektiv Gerechten gelesen hat; eine Frau, die „in alle Tische beißen könnte" vor gefesselter Erregung, wie sie gelegentlich in jüngeren Jahren schreibt, oder im Reichstag „mit Stuhlbeinen werfen", wie sie als alte vornehme Dame einmal sagt. Eine Frau, bei der sich alles aus der Stärke und der Nachhaltigkeit ihres allein menschlichen, innerlichen Empfindens versteht: so die Kämpfe, die sie in sich durchgemacht hat, daß es sie aus ihrer umhegten Gemütswelt hinausriß in ihr unliebe, unerbittlich immer größere Lebensbahnen; ferner vor allem auch ihre Neigung, die sie mit unzähligen wertvollen Frauen teilt, so gern zu haben viel Sorg' und Müh', Dornen zu suchen und finden sie. Dazu ihre durch Jahre dauernde gewisse Geteiltheit zwischen Eltern und Mann, ihre aufreibenden Ängste um die Krankheiten ihrer Kinder, ihre gegen sich selber wütende Hartnäckigkeit der Selbstaufopferung in Pflege und betätigender Liebe. Für ganz Wenige lagen ihre seelischen und geistigen Reize, ihr feiner Charme, ihr stiller Reichtum an der Oberfläche, und diese Wenigen empfanden diese Schönheiten als ein so verschwiegen köstliches und verehrungswürdiges Kleinod, welches ihnen zu schauen vergönnt und mitvergönnt sei, daß sie nicht leicht davon sprachen. Erobert hat sich diese Frau der machtvollste, überwältigendste Mann seiner Zeit, indem

er täglich neu um sie geworben hat, um sie inniger zu besitzen. Ermutigend mit sich und immer schöner zu sich geleitet hat er sie, aber enteignet, klein gemacht hat er sie nie, hätte es auch gewiß nicht gewollt. Der Größte, Beste, Zarteste, Weiseste der Menschen ist er ihr geworden, aber immer doch ihr Otto und ihr Ottochen geblieben, ihr Geliebter, neben dem sie sie selbst war, ihr geplagtes Armes, dem sie die Sorgen einer weltgeschichtlichen Verantwortung leichter machte, indem er sie sah, ihr ewig überhäuftes, unnötig geärgertes „Armchen", dessen Sonne und Trost sie war. Es wäre lächerlich zu sagen, daß sie ihn geistig-seelisch erzogen habe; aber in ihr hat er sich erzogen, mit ihr und doch zu Teilen auch aus ihr ist er er selber geworden. In seiner Liebe, seinem Streben nach dem Edelsten um sie, um ihrer ganz wert zu sein, hat dieser kritisch überlegene, durchdringende Geist, der früh die Menschen und den täglichen Weltlauf in ihren Kleinheiten, Lächerlichkeiten, Masken gesehen hatte und dem nur die Natur allein noch ganz groß und gut und schön, nur das seelische Leben noch ganz wahr und echt war, die erste befreiende Wandlung aus dem Warum? des Einsamen, aus dem unbefriedigten Überdruß vollzogen in die ansteigend positive Kraft, in das Selbstvertrauen, die meisternde Vollbringergröße.

Man wußte wenig von ihr, so lange er Reichskanzler war, ja eigentlich, so lange sie

lebte. Es ist schon so: alles, was um ihn war, wurde besprochen, gefeiert, umklatscht, mit Anekdoten und wuchernden Legenden ausgestattet, mit allen Übertreibungen der Liebe oder der Eifersucht rosenrot oder grüngelb angefärbt, von den Söhnen und von Schweninger an die ganze persönliche Umgebung bis zu Tyras; nur sie allein, die ihm das Nächste war, entging wie durch ein Wunder jeder Popularität und all ihren Kehrseiten. Das war ein wichtiges Stück von dem Glück, das sie gefunden hat und wofür sie dankbar gewesen ist. Nie hatte sie eine Aufmerksamkeit auf ihre Person erleichtert oder gar gesucht, wie die Sirenen der Diplomatie, deren Rolle vor fünfzig Jahren noch eine ganz andere als heute war – nicht zuletzt dank Bismarck, der den scharfen reinigenden Nordost der Sachlichkeit durch helloffene Fenster in die Winkel und Kaminecken der alten Salondiplomatie fegte. Sie hätte nie in solcher Weise glänzen können, noch weniger es wollen. Die große Welt war kein Zaubergarten für sie, sie sorgte einzig, daß sie ihr nicht allzusehr, nicht über das Unvermeidlichste hinaus in die heimelnd stille Poesie ihres geliebten Hausgärtchens hereinbreche. Das pommersche Adelsfräulein, das die Gattin des preußischen Bundesgesandten war, die in allen Traditionen des landsässigen „Uradels" erwachsene Frau des in aller Welt verschrienen engherzigen „Junkers", des Heißsporns des Feudalismus, sie, und er mit ihr, hatten in Frankfurt ihren liebsten,

wohltuendsten Freundesverkehr mit einer aller Politik und allem großen Getriebe fremden bürgerlichen Malersfamilie von feiner ästhetischer Bildung und Liebe zur Musik, und sie haben beide diese Freundschaft durch das ganze Leben gewahrt. Das pietistische Landfräulein, die Edelfrau, die Gräfin, Fürstin von Bismarck hat zeitlebens nur Menschen gekannt, nicht Namen, und niemanden auch nur zwei Sekunden lang wegen Uniform und Titels angeschaut. Sie tat an Repräsentation und höfischen Formen, was sein mußte, ihm zuliebe, und tat's zuerst nicht leicht. Sie war Legitimistin vom reinsten Wasser, aus einer angeborenen Unwillkürlichkeit und aus der Gedankeneinheit mit ihrem Manne; ein gekrönter Louis Napoleon bleibt ihr allzeit etwas Abnormes, Ungesetzmäßiges, ja Lächerliches, eine Kaiserin Eugenie, die bis 1853 Gräfin Montijo gewesen, tut ihr den größten Gefallen, wenn sie es mit der Vorstellung genug sein läßt und sie nicht zwingt, weiter zu ihr zu gehen. Aber ihr Monarchismus bedarf der Annäherung nicht, scheut sie eher; auch sein stolzes, objektives Motto ist jenes Wort: Was geht es dich an, daß ich dich liebe? Dafür kannte aber auch die große Welt sie im Innersten nicht, weil der Mensch alles war. Der Prinz von Preußen steht schon in den fünfziger Jahren als Ausnahme dazwischen, der spätere König und Kaiser; der wußte, was sie Bismarck war, und er vermochte ohnedies nicht anders zu sein als nobel und ritterlich. Aber

königlich preußische Damen, die halb dankbar und halb sorgenvoll den Riesen des monarchischen Prinzips und entscheidenden Berater des Königtums anstaunten, wunderten sich, wie ein solcher zu dieser Frau gekommen sei und wie sie ihm genügen könne.

Nicht viel anders erging es dem großen Publikum, nur daß es noch viel weniger in die Lage kam, überhaupt von ihr Notiz zu nehmen. Es sah den weltgeschichtlichen Titanen in Anstieg, Macht und Sturz, und begreiflich genug sah es nur ihn. Sein gigantischer Schatten, der über alles fiel, verdunkelte sie am meisten, die ihm am allernächsten war. Mancher dachte im stillen, das sei doch nicht der in Betracht kommende Maßstab, wenn Bismarck in der Zeit nach seiner Absetzung das landläufige Wort seiner Treuen vom „Einsiedler im Sachsenwalde“ recht unwirsch abwehrte: er sei es gar nicht, er sei doch Zweisiedler. Sie meinten, seine Frau, seine Ehe, das sei doch eine Sache für sich. Das ist sie nie in seinem Leben gewesen. Sie war, wenn auch nicht alles, doch immer das Entscheidende, das Höchste. Mehr als einmal hat in den Jahren zwischen 1847 und 1863 die künftige Geschichte der neueren Jahrzehnte, das Schicksal unserer Nation an den Möglichkeiten für Frau von Bismarck gehangen, die er immer nur liebevoll und sehr klug für seine Entschlüsse und die Anforderungen an ihn zu versöhnen, zu überzeugen gewußt hat, niemals aber eheherrlich zu vergewal-

tigen vermocht hätte. Und das ist nur das Äußere, ein Innerliches kommt hinzu. Immer, bis über 1870 hinaus, hat reichlich so stark, als sie, gerade er empfunden und vermißt, daß, wie der Geier an der Leber des Prometheus, die Politik, das Amt ihm den Genuß seines echtesten Glücks weghacke und wegzwacke, ihn um seine Frau, um das persönliche Schönere und Liebere bringe, daß das rechte Miteinander sich nie ganz, nie unverkürzt erfülle, daß so vieles Beste zusammen ungelebt bleibe, „das Leben immer noch erst angehen solle". Und dennoch. Es ist doch alles am wunderbarsten so gewesen, wie es kam und war. Sogar für die beiden selbst, da in dem Hinsehnen immer etwas noch Höheres und Gebenderes weiterwirkt als in aller Erfüllung. Daß das äußere Große sich immer wieder als das anfordernde Dritte zu dem Titanen stellte und seiner Frau. Daß es seine Riesengewalt in die Dimensionen des Allgemeinen entwickelte und ihm das Hinverlangen ließ in den Frieden bei ihr, in das noch vollkommenere Mitteilen an sie, das Aufhorchen und Zunicken von ihr.

Sein ganzes Leben, von dem Werben seiner Jugend um ihre Zustimmung und um ihren Stolz auf ihn bei seinen preußischen Abgeordnetenreden, bis ans letzte hin, hat keinen reineren, ihm wichtigeren Maßstab besessen, als ihr Einverstandensein. Wenn irgend mit seinem Inhalt noch ein abgenutztes Wort an richtiger

Stelle stehen darf, so gilt es hier, so ist sie ihm seine „bessere Hälfte“ gewesen, des Mannes höheres, reineres, geklärt zurückgespiegelt eigenes Sein. Ob er auch ohne sie er selber geworden wäre, das gehört zu den Fragen, die der Historiker, der der menschlichen Möglichkeiten chaotische Fülle kennt, nicht beantworten soll. Aber daß sie genau die aus echten und tiefsten Werten zugleich schwierig zusammengesetzte Frau war, der ein Mann nur auf ungewöhnliche Weise und Methode imponieren konnte, die für sie nicht so von Genialität und Geist zeugend, als aus innerer Willensstärke entspringend, groß in Hingabe und Sorgfalt, der ungeblendet schärfsten Prüfung gewachsen sein mußte, — daß das Problem an sich, gerade ihr Mann zu werden, eine Aufgabe rastloser Arbeit an ihm selbst darstellte, die in dem teils faustisch nach aller Schönheit in der Welt verlangenden, teils faustisch unbefriedigten, übervollblütigen Manne alle ethischen und dadurch erst aktiven, schöpferischen Kräfte hochzureißen angetan war, das ist es, was heute nun in geschichtlich-biographischem Quellenmaterial der intimsten und mannigfachsten Art vor uns ausgebreitet liegt.

Seit 1890 zuerst begann man auf die Fürstin Bismarck auch im weiteren nationalen Kreise etwas mehr zu achten oder richtiger, von ihr zu vernehmen. Die Leute, die sie nun in ihrer Identifikation aller Gedanken mit ihrem Manne, in der überraschend verschärften Ausprägung

seiner Empfindungen bei ihr, in ihrer Bemühung und ihrem Dank um alles, was ihm wohltun, was ihm Lust machen, ihn unterhalten könnte, kennen lernten, diese Leute wollten doch auch erzählen. Immerhin, man horchte mit ganzer Seele nur auf das, was von ihm berichtet wurde, wieder blieb kein Raum neben ihm. Als sie 1894 starb, ermaß doch Deutschland, so herzlich und bangatmend es Anteil nahm, den ganzen Inhalt dieser Nachricht noch nicht so allgemein. Dann aber geschah, durch die großen familiären Publikationen, etwas ähnliches, nur in viel intimerem und tiefer schöpfendem Maße noch, als was 1869 durch Hesekiels Buch bei Velhagen & Klasing, mit den Privatbriefen des Grafen Bismarck, die Welt erlebt hatte. Lernte sie damals zuerst, aufs höchste erstaunt, überrascht, beschämt, den Menschen Bismarck ganz ganz anders sehen, so tat sich jetzt das Bild einer Ehe auf, von der man nicht nur wenig gewußt, sondern die man vor allen Dingen ganz unterschätzt hatte. Abgesehen davon, daß das neue Hinzuerfahren über die privatesten Vorgänge in dem Menschen Bismarck ein noch unvergleichlich eindringenderes als alles bisherige war. 1900 erschienen, von Fürst Herbert hergegeben und herausgegeben, die Briefe von Bismarck an seine Braut und Gattin, und 1903 der Nachtrag dazu, die Briefe aus dem Feldzug 1870/71 und einige andere, die nicht sogleich wieder aufgefunden worden waren. Inzwischen war 1901 das liebens-

würdigste Erinnerungswerk an den häuslichen und persönlichen (aber sehr auch an den politischen) Bismarck und seine Gemahlin erschienen, das wir besitzen: „Fürst und Fürstin Bismarck. Erinnerungen aus den Jahren 1846 bis 1872" (Stuttgart, Spemann), von Robert von Keudell. Aufzeichnungen eines Mannes, der das gleichaltrige Fräulein von Puttkamer, die Freundin seiner Cousine, kannte, ehe er ihre Bekanntschaft mit Bismarck aus der Nähe miterlebte; ihr allzeit verläßlicher Freund, offenbar ihr bester nach „ihm", ihr und dann auch sein Herzerfreuer durch seine Musik. Durch ihres Mannes Schätzung und Wunsch wurde der Jüngere dann auch dessen Mitarbeiter oder vielmehr etwas Intimeres, sein politischer „Adjutant", wie das Verhältnis bezeichnet wurde, und blieb es, bis ihn der damit eingeleitete diplomatische Dienst im Jahre 1872, als Gesandten in Konstantinopel, aus der unmittelbaren Nähe des Bismarckschen Hauses hinwegführte. Ohne Keudells Buch bleiben selbst alle Briefe Bismarcks an seine Frau — oder über sie, an Schwiegereltern, Schwester, Bruder, — alle Berichte und Notizen über sie, die ohnedies nicht sehr reichlich fließen, eine fragmentarische Widerspiegelung ihres inneren Lebens. So aber sehen wir es nicht bloß mit den Augen des Gatten und andererseits der Passanten, sondern sehen es mit denen des befreundeten, treuen und noblen Mannes, an dem ihr gelegen war, den sie gern hatte, wie er es verdiente, und dem es

ihr in den Jahren, als er noch nicht zu ihnen nach Berlin übergesiedelt war, eine Freude war, in Briefen voll anschaulicher Munterkeit, voll Witz und oft voll Schönheit von sich und „ihm“ und von Erlebnissen und Menschen um sie her zu erzählen.

„Bismarcks Briefe an seine Braut und Gattin“ ... Wenn dieser Herr von Bismarck nie etwas anderes gewesen und geworden wäre, als ein ehedem studierter Landedelmann auf Kniephof oder Schönhausen, von höchster Eindrucksfähigkeit gegenüber Natur, Menschen, Erlebnissen und Lektüre, so sollte und müßte man dieses Buch zu den Menschen verbreiten. Man kann es nicht lesen, ohne in seinen Vorsätzen und nach diesem Muster zarter und noch einmal zarter, liebevoller und besser zu werden. Es ist manche mehr oder minder widerwärtige „Ars amandi“, Kunst zu lieben, geschrieben worden, nie eine so große, kluge und edle, als diese, keine größere Predigt zum nicht bloß häuslichen, sondern menschlichen Glück als sie: zum Glück, dessen einziges Geheimnis das redliche, unermüdliche, glückselige Glücklichmachen ist. Man sollte glauben, kein Verlobter und junger Ehemann von wertvolleren Eigenschaften könnte je noch die Sache seines an sich möglichen Glücks durch Ungeschick, Kleinlichkeit, Schwäche, Rechthaberei, Trotz verderben oder verkleinern, der dieses Buch mit wahrem Verständnis gelesen und seine ungesagten Lehren begriffen hat. Dieses wunderbare Lehrbuch der

Kunst: eine schwierige, anfänglich unsichere, obendrein mit sie festhaltenden, jahrelang etwas mißtrauischen Eltern belastete Frau zu „nehmen". Freilich durch eine Kunst, die gar nichts anderes als höchste Unmittelbarkeit der Liebe selbst ist, durch lauter Klugheiten, die nur die Unwillkürlichkeiten des sich selber nicht unrecht tuenden Herzens sind und die jeder üben kann: Zartsinnigkeit, Nachgiebigkeit im irgend Möglichen, ruhige, überlegene Männlichkeit im Wichtigen, unermüdliche, unerschütterliche Geduld, die noch zur Mahnung, zu dem aufs unerläßlichste gesparten Tadel mit sanften Händen über die Wangen streicht und lächelnd nachbegütigend zu „eien" weiß; sehnende oder dankende Bekenntnisfreudigkeit der Liebe in ihrer immerwährenden Allstündlichkeit, die so viele „männlich" verbergen zu sollen vermeinen; vollkommenste, scheulose Offenheit in allem persönlichen, was erzählenswert hinzutritt, aber zwischen der Beiden Zweieinheit doch niemals hineingelangen wird. Nichts ist anziehender oder auch, bis man damit vertraut geworden ist, atemversetzender oft, als diese absolute Offenheit, die aller feigen Klugheit zuwider sein würde und doch nur wieder die allergrößte Herzensklugheit ist. Ob bewußt oder unbewußt das Klügste, nicht darum ist sie da, ganz um ihrer selbst willen soll diese größte Aufrichtigkeit sein. Dieses Bekennen und Erzählen Bismarcks an die junge Frau, ja an die vom Leben kaum wissende, fromme Braut, von seines

Lebens kecker Wirrnis vor dieser Zeit, bis in die gewagten Einzelheiten hinein; dieses durch all die langen Trennungszeiten, bis an die Jahre des Fünfzigers, andauernde unbekümmerte Streiflichtern über Circe- oder Kalypsohaft gesonnene Damen, dieses immer herzhaft offene Bewundern des allempfänglichen Mannes aus Anlaß wahrhaft schöner oder wahrhaft liebenswürdiger fürstlicher und anderer Frauen, wovon wir noch veranschaulichend zu erzählen haben werden. Die Gelegenheitsphotographie des Ministers (1865) zusammen mit der im gleichen Kurort getroffenen jungen, gefeierten Frau Lucca, die er alsbald der Gattin in zwei Exemplaren schickt – Herr Andrae auf Roman zwar schreibt ihm aus alter Nachbarfreundschaft einen Brief, das gehe nicht, und erhält einen Brief wieder, der den ehrlichen Sittenwächter so beruhigend und respektvoll gegen Andrae wie gegen „die jetzige Frau von Rhaden – wenn auch Sängerin, doch eine Dame, der man ebensowenig, wie mir selbst, jemals unerlaubte Beziehungen nachgesagt hat" – in seine Schranken weist und der zu den bemerkenswertesten Aussprachen Bismarcks über sich gehört –: was Johanna empfindet, was sie heraushört, das ist nichts als sein keine Ausnahmen duldendes Alles-, aber auch Allesteilen mit ihr. Sie weiß, daß der Mann, der ihr, rege, entzückt und voll Laune wie ein wandernder Student, drei Seiten über eine bestimmte Landschaft, die es ihm angetan hat, und drei oder dreißig Zeilen

über eine nicht minder anmutige und fesselnde Dame schreibt, mit seinen vollen Händen immer nur wieder sie sucht, hindrängt zu ihr, sie zu beteiligen, zu interessieren verlangt, daß er zu jeder Sekunde seines Lebens mit allen seinen lebhaften Gedanken und unabhängigen Impulsen vor ihr steht, etwas zu bringen sucht und gar nicht wüßte, wie er anders könnte. Viele haben sich gefragt, wie diese Frau solchem Manne, der zudem seiner Anziehungskraft für Männer und Frauen sich genug bewußt war, genüge; und die allerwenigsten haben, ehe diese Briefe gedruckt worden, gewußt, daß doch Bismarck nur seinerseits gedacht hat, wie er für sie genüge und wert des Maßes von Dank werde, das in ihm überströmt gegen sie. Dieser gewaltige Vollbringer, er hat auch die feinen, guten Hände gehabt, seine von nahen inneren wie von unendlichen äußeren Ablenkungen überwogte Ehe in einen unverrückbar engen und schönen Zusammenschluß zweier Menschen zur Einheit und zu jenem einst schon von dem Verfasser des berühmten Renaissancebuches des Cortegiano, dann wieder von Nietzsche geforderten Etwas, das mehr ist als 1 + 1, zu verwandeln. Und sie, die es anfänglich ihm oft schwer machen zu wollen schien, ist dennoch gerade durch die nicht leicht zu nehmende Aufgabe, die sie von Anfang stellte, die allerbeste Helferin gewesen, daß sich diese Ehe so reich erhob, um soviel mehr zu werden, als das mechanische Fazit aus dem Bräutigam von 1847 und der Braut. Zu dieser

schönen menschlichen Tatsächlichkeit, wovon das geschichtliche Bedeutsamwerden untrennbar ist, ist es der große, anatomisch genaue Kommentar, den wir heute in jenem Briefbande, dieser Dokumentarisierung einer der glücklichsten Ehen, und in den reizvoll schönen Keudellschen Ergänzungen — von vielem sonst noch beachtenswert Veröffentlichten abgesehen — in unseren Händen halten dürfen.

* * *

Von Bismarcks Entwicklung zu sprechen, außer soweit sie in seine Liebe und Ehe einmündet, würde den Umfang dieses Büchleins rettungslos zersprengen. Unliebe Jugend, wehes Knabenleiden in der Berliner Pension, Heimweh weg aus ihrer pädagogischen Prinzipienkälte, Heimweh nach dem Lande, nach dem Kinderleben der Gutssöhne, nach Feldern und Heide und Wiesenblumen und Wald; dabei zu den Eltern ein nie als ganz nahe gefühltes Verhältnis, nachträglich mit dem Vorwurf der eigenen Schuld. „Meine Mutter war eine schöne Frau, die äußere Pracht liebte, von hellem, lebhaften Verstande, aber wenig von dem, was der Berliner Gemüt nennt. Sie wollte, daß ich viel lernen und viel werden sollte, und es schien mir oft, daß sie hart, kalt gegen mich sei. Was eine Mutter dem Kind wert ist, lernt man erst, wenn es zu spät, wenn sie tot ist; die mittelmäßigste Mutterliebe, mit allen Beimischungen mütterlicher Selbstsucht, ist

doch ein Riese gegen alle kindliche Liebe. Meinen Vater liebte ich wirklich, und wenn ich nicht bei ihm war, faßte ich Vorsätze, die wenig standhielten; denn wie oft habe ich seine wirklich maßlose uninteressierte gutmütige Zärtlichkeit für mich mit Kälte und Verdrossenheit gelohnt. Und doch kann ich die Behauptung nicht zurücknehmen, daß ich ihm gut war im Grunde meiner Seele." Wie er zum ersten Male die ganze sichere Heimat in einem anderen Herzen gefunden hat, vermag er das zu erzählen und es – so zu deuten. Der Braut; fünf Wochen nach der Verlobung. Es tut uns etwas weh dabei, – fast dabei, daß es gedruckt wurde. Aber so ist es ein unendlich wichtiges Bekenntnis für sein heimlichstes inneres Werden. (Für das des Knaben, und wieder für das des Bräutigams.) Denn es enthält ja auch das Keimen des Dégoût in dem Knaben gegen diese „große Welt", um welche die Mutter und ihretwegen der Vater so viel und lange in Berlin sind. Das feindliche Bild jener Diners taucht ihm wieder auf, die vielen jungen Offiziere um den Tisch, die schlemmenden alten Herren mit den Ordenssternen; er selbst zu solchen festlichen Tagen vom Jäger aus der Pension geholt, abgefüttert und der Kammerjungfer überlassen. Auf die seelische Marter der ersten Pension für den gefühlsstarken Knaben folgt dann ein anderes, freundlicheres Haus, wo der nun in die obersten Klassen aufgerückte Schüler aufatmet, die Familie des Oberlehrers Dr. Bonnell. Die Studentenjahre: Geniali-

tät, behagende Freiheitlichkeit, in der Form, die diesen Semestern entspricht, drangvoller, witziger, an Herausforderungen und Einfällen unerschöpflicher Übermut, ohne daß die Anknüpfung mit einigen wertvollen Jünglingen, die Bismarcks Göttinger Corps nicht angehören, zu leiden braucht. Den Amerikaner J. L. Motley und die Esthländer Grafen Keyserling, Alexander und Hermann mit dem Studentennamen „Flesch", nenne ich hier, weil sie auch der Frau von Bismarck noch wert und lieb geworden sind.

Nun die Auskultator- und Referendarzeit, der Anfang zum „Präsidenten" oder „Minister" nach mütterlichen Illusionen. Aber das Eigenere, Persönliche in Otto von Bismarck hat in der frühesten Jugend zu viel entbehrt und gelitten, ist zu viel geengt worden, um darüber nicht — das Lebendigste, das alles nach sich Abmessende in ihm geworden zu sein. Alles, was er als Knabe so vermißt hat, Freiheit, unmittelbare Menschlichkeit der Beziehungen, das ist fast revolutionär in ihm groß gewachsen in der plötzlichen Unumschränktheit und Selbstwilligkeit des Studenten. Die burleske Form, die an sie die studentischen Jahre hängen und die über diese noch nachdauert, täuscht uns darüber nicht. Viel von seinem Witz und Hohn ist schon damals Verachtung, Überlegenheit. Der kecke Humor, womit der Auskultator und später der Referendar die praktische vormärzliche Juristerei im Grundton wie einen höheren Studentenulk aus-

zuüben und nicht selten der Nachsicht sehr bedürftige Eigenwilligkeiten zu begehen vermag, verbirgt die Kritik, die Unbefriedigung, das Gefühl von Unfreiheitlichkeit, ja persönlicher Herabwürdigung, den neuen Dégoût nicht. Immer ist es das hochgefüllte Selbstmaß des Persönlichen, das ihn bestimmt; die Souveränität des zu stolz gewordenen Studenten, die sich nun dem „Leben" beugen soll und es nicht vermag, vielmehr das Leben in sich hinein zwingen möchte. Wenn wir von „Faustischem" sprachen, so fassen wir es schon hier. Natürlich wird dessen Erscheinungsform dem Milieu entsprechen: als persönliches Überbieten im Treiben junger adliger Juristen und Kavaliere, als Jagen nach Genuß und „Erleben". Aber auch schon das Ahnen schleicht heran, daß es ganz anderes ist, wonach er jagt, in allem Steigern vergebens jagt: Befriedigung, echteres, selbstachtungsvolleres Lebensgefühl, und daß sie hier nicht sind. Inzwischen kommt an die Mutter die bittere Stunde, sich in den Träumen für ihre Söhne zu resignieren. Und zwar, was sie noch zu vermeiden gehofft, gerade in bezug auf Otto. Dies aber erfährt sie mehr, als durch die Umstände, durch ihn. – Die Vermögenslage erfordert es, daß die pommerschen drei Güter, die dem Herrn von Bismarck außer einem Teil von dem Stammgut Schönhausen in der Altmark gehören, energischer, persönlicher bewirtschaftet und daß zugleich auf diese Weise die Kosten durch die Söhne gemindert werden. Der älteste Sohn,

Bernhard, ist ausersehen und bereit. Aber da begehrt Otto seinen Anteil. Dort wird sein, was er sucht: Aufgabe ohne Getue, gestraffte Tüchtigkeit, die ihre Früchte sieht, eigenes Handeln, Verantworten, Inhalt, Befriedigung. Ernst und sicher weist der Dreiundzwanzigjährige den Ansturm der Eltern, der über die Zerstörung einer „glänzenden Karriere" mit erregten Verwandten, die Vorhaltungen einer gegen ihn ins Feld geschickten gräflichen Cousine ab. „Daß mir von Hause aus die Natur der Geschäfte und der dienstlichen Stellung unserer Staatsdiener nicht zusagt, daß ich es nicht unbedingt für ein Glück halte Beamter und selbst Minister zu sein, daß es mir ebenso respektabel und unter Umständen nützlicher zu sein scheint, Korn zu bauen als administrative Verfügungen zu schreiben, daß mein Ehrgeiz mehr danach strebt, nicht zu gehorchen, als zu befehlen, das sind Fakta, für die ich außer meinem Geschmack keine Ursache anzuführen weiß, indessen, dem ist so." Und nun, immer in diesem Brief vom Herbst 1838, eine lange, erstaunlich für seine Jahre reife Abhandlung über das Wesen des Beamtentums, eines der denkwürdigsten Schriftstücke, die er je geschrieben hat. Was aber ihn anlangt: ob er als Beamter die Violine oder den Triangel spielen würde, es ist ein mechanisch durch Noten vorgezeichnetes Bruchstück, das ihm zufällt, und es gibt tüchtige Leute genug, die dafür gut sind. „Ich aber will Musik machen,

wie ich sie für gut erkenne, oder gar keine." Er ist durchaus nicht frei von Bestrebung, aber es ist die des Leistens, nicht des Titels, des anständig drapierten Einkommens. Fast alle berühmten Männer führte Vaterlandsliebe in ihre Rolle, nicht der Ehrgeiz; freilich, solches, der Erfolg des großen Soldaten, des energischen, geistig überragenden Staatsmannes, auf einem Boden, wo Kraft und Geist nicht hemmen, nicht wider die persönliche Lage verstoßen, das Sichhineinwerfen in heftige, politische Bewegungen, das würde eine jede Überlegung ausschließende Anziehungsgewalt auf ihn üben, wie auf die Mücke das Licht. Aber das andere, das ungefähr „Präsident"-werden ... nein, das nicht. Sich selber, und dem, was er für recht und wahr erkannt, soll ein vernünftiger Mensch leben, nicht aber dem Eindruck, den er auf andere machen kann, und dem Gerede, welches vor oder nach seinem Tode über ihn gehen mag; unweise, fruchtlos ist alles andere als das individuelle Leben. Bernhard denkt, empfindet nicht so, versteht viel besser, sich in Dienst, Geschäfte, vorgesetzte Menschen, geltende Anschauungen zu schicken, befindet sich wohl dabei, vermißt nichts. Viel richtiger soll man ihm den Staatsdienst offen lassen, viel lieber auf Otto die Verantwortung für die große verwalterische und familienfinanzielle Aufgabe häufen, die jetzt notwendig und für die Ottos von allen Seiten ihm vorgehaltener Verstand dienlicher ist als zum Ge-

heimratwerden. So dieser Brief, ein kleiner Teil daraus.

Das ist der Mann, der seit Frühjahr 1839 als Gutsherr auf Kniephof in Pommern wohnt und so energisch wie glücklich die in Frage stehende Aufgabe zu lösen beginnt. Ich streife es nur kurz, daß er, als er nach fünf Jahren sich die Arme freier gearbeitet hatte, es (im Frühjahr 1844) noch einmal mit dem Staatsdienst versucht, „einen neuen Anlauf auf eine Ministerstelle" genommen hat. Aber aus denselben Gründen, wie früher, nur wieder einen Anlauf, und, wie er später der Braut mit einer für sie keineswegs schon geeigneten Wendung darlegt, „mehr aus langer Weile als aus Beruf". Schön und hochwichtig für uns ist es, daß sie den Mann, dem sie gehören sollte, so angeschaut und gefragt und geprüft hat auf sein bisheriges Tun und Entschließen, auf das Äußere und Innere, was mit und in seinem Leben war, um sein dem ganzen Pommerlande problematisches eigentliches Wesen, seinen Charakter daraus zu erkennen. Gerade die wichtigsten selbstzergliedernden Aufschlüsse, die Vorgänge in dem werdenden Manne Bismarck müßten wir entbehren, hätte er der Braut (und ihrer Familie) nicht so gründlich aus dem Letzten her begreiflich machen müssen, aus welchen Ursachen denn nur er einer begonnenen Laufbahn den Rücken gedreht habe, die gerade das war, was ihm ein abhebendes äußeres Relief unter den übrigen jungen

adligen Gutsbesitzern in Pommern und Umgegend verlieh.

„Mehr aus langer Weile" ... Unbefriedigung. Und sie hat ihn auch dazu gebildet und erhoben, in seiner Seele zu erkennen, daß gerade eine Frau wie Johanna von Puttkamer für ihn die Rechte sei. Man muß es nur anders, nicht so bescheiden ausdrücken: diese „Langeweile" ist doch nichts geringeres, als das abermals nicht ausgefüllte Gefühl des wertvollen, an den Überschüssen seiner fähigen Kraft leidenden, ja sich verzehrenden Menschen.

Der tolle Bismarck auf Kniephof, der „wilde" auch, so heißt er. Es ist dabei nicht so an Jeu und dergleichen edle Zerstreuungen zu denken; allerdings hat er bis vor seiner Verheiratung in dahin neigenden Kreisen auch gespielt, was damals viel öffentlicher, wenn auch kaum verbreiteter als heute, geschah, doch nie so, daß er sich's nicht noch zu verantworten getrauen konnte. Und wenn er manche Flasche Bordeaux und Sekt bei fröhlicher Gelegenheit mit anderen getrunken hat, so hat er doch immer noch mehr vertragen als getrunken und hat noch immer am andern Tag, was am meisten besagt, das Vergnügen davon gehabt. Nein, es ist der Göttinger Student, der hier im pommerschen Gutsbesitzerkreise auf eine eigentümliche und verständliche Weise für gewisse Zeit ein redivivus wird, der die neben der einförmigen Wirtschaftsaufsicht und Rechnerei wachsend gefühlte Lücke auszufüllen versucht. Der Bis-

marck, der die verwegensten Reiterstücke macht und mehr als einmal stürzt, der mit Lebensgefahr einen „gewöhnlichen Reitknecht“ vom Ertrinken rettet, der meilenweit durch Winterabende und Nächte reitet, um aus dem Steigbügel in fröhliche Gesellschaft zu treten, oder der frühmorgens das Toilettemachen seiner Jagdbesucher ungeduldig beschleunigt, indem er ihnen vom Hof aus eine Reihe von Pistolenkugeln ins Fensterkreuz des Zimmers schießt, der im Boot angelt und dazu Shakespeare liest, und der über alles Mögliche Meinungen hat, die für einen Gutsbesitzer wunderlich originell sind, das ist der tolle Bismarck, und einem andersgeachteten hätte niemals der Herr von Puttkamer auf Reinfeld seine über alles geliebte und einzige Tochter gegeben.

Wir müssen noch wieder, ehe wir hierzu weiter gelangen, von Bismarcks eigentlichem Zustand sprechen. Diese überschüssig hinausströmende Lebenskraft und Lebensfülle, die sich auch im erfolgreichen Tagewerk oder gar in den provinzialen Vergnügungen nicht mehr zu befriedigen vermag, sie ist an den Punkt gelangt, sich überhaupt in der Umgrenzung des einzelnen Lebens nicht mehr zu genügen. Seine innere Gewalt, die bisher im Kultus der Selbstherrlichkeit, vom Studenten bis zu dem durch eigene Kraft fundierten Gutsherrn, ihre Betätigungen gesucht hat, findet jetzt den weiterführenden Weg von dem zu eng werdenden Egoismus der Unabhängigkeit zu dem Verlangen der Hingabe. Diese

freigeistige Seele, auf die niemals eine eindruckstärkere Religiosität eingewirkt hatte — denn die der Mutter war konventionell und sonst nur von modischen Gegenströmungen angeregt, und des Vaters naive christliche Beruhigung über die letzten Dinge war ohne jede Aktivität nach außen gewesen —, diese allmählich sich ganz entgöttlicht fühlende Seele beginnt zu suchen, zu sehnen nach einer Lebens-, einer Weltidee, die größer sei als sie, in die sie sich hineinzulehnen, aufzugehen vermag. Wir können hier nicht dabei verweilen, wie er nun in massenhaft gelesenen philosophischen, theologischen, antitheologischen Schriften das „Gewisse", das Sichere so oder so, aufzuspüren sucht, woran er sich halten kann; wie ihn doch nichts hiervon zu überlogisieren, sein Gefühl des Nichtfindens, des Tieferverlangens wegzutäuschen vermag. Aber indem auf solche Weise der starke, freie Mann immer verlangender seinen unbekannten Gott oder Weltgeist sucht, wird er immer demütiger, ihm bereit zu sein, wie immer er ihn zu enträtseln, die Leere und Ratlosigkeit durch ihn zu überwinden, sich und die Welt aus ihm zu erkennen und entnehmen vermag.

Das zweite, das in ihm zur Hingabe drängt, ist das rein Menschliche. Die Natur selbst hat den Menschen nicht als Eremiten seines Eigenlebens gewollt; sein Teilen, sein Besitzen in Gemeinsamkeit, so hat sie gewollt, sei erst sein Glück und anderes keins. Und je reicher und stärker eine Persönlichkeit ist, desto mehr gilt das nur.

All dieses Mannes tüchtiges Tagewerk, sein Fertigbringen, seine Selbsteinschätzung, sein ganz vornehmer, ruhiger Stolz auf das, was in ihm lebendig ist und was er vermag, dazu das Kleinere, seine Reisen, seine Erlebnisse – was bleibt davon und hat er davon, was ist der Gewinn, zu was erntet er's ein, wenn die Seele nicht ist, der er es zeigen, vor der er es ausbreiten, die mit ihm besitzen und empfinden kann? Noch hat er die schöne geistvolle Schwester, Malwine. Ihr schreibt er, der allzeit aus sich hinausdrängende, mitteilungsbedürftige, diese Briefe voll Reichtum, Anschaulichkeit, voll Laune und prasselndem Witz, und voll gefühlsanlehnender Freundschaft, die sicher ist, hier gut und fein verstanden, erwidert zu werden. Aber dann muß er auch diesen fragmentarischen Ersatz – denn was können Briefe mehr sein? – hingeben und noch obendrein seinen Glückwunsch sagen. Sie verlobt sich, und im Oktober 1844 ist ihre Hochzeit mit Oskar von Arnim auf Kröchlendorf. Was kann er ihr schreiben, als des Bruders herzlichen Anteil und ein paar dazwischen gestreute, scherzhaft aussehende Bemerkungen über Mädchen, die Brüder haben und sich rücksichtslos verheiraten; aber noch viele Jahre später hat er Keudell erzählt, wie „tief unglücklich" es ihn gemacht habe, obgleich Arnim sein lieber Freund gewesen sei und die Heirat ein schönes, großes Glück für beide versprochen und gehalten habe; wie heftig ihn in jener Zeit die Abhängigkeit der menschlichen Dinge und

der Zuflucht, worin man das Glück sucht, gepackt und niedergedrückt habe.

Etwa drei Wochen vor jener Hochzeit seiner Schwester, am 4. Oktober 1844, hatte er Fräulein von Puttkamer kennen gelernt. Keine Liebe auf den ersten Blick. Keine jener, die wie ein strahlender Weihnachtsbaum aufgehen und, ach so oft, von den nachkommenden Tagen abgeplündert werden und allmählich auch noch die dürr gewordenen Nadeln verlieren. Sondern umgekehrt eine Liebe von jener Art, die erst aus den echteren Keimen des richtigen Kennenlernens heranwächst zum grünenden, lebensstarken Baum, zu den Wundern ihres schöneren, sicheren Bewußtwerdens, und der dann für immer die Richtung auf das Wachsen und Sichausbreiten verbleibt.

Unter den Gutsbesitzern der Gegend von Kniephof war Bismarcks Freund aus Kinderjahren, Moritz von Blanckenburg auf Cardemin und Zimmerhausen, studierter Jurist wie jener, der sich 1842 mit der sehr schönen Tochter des benachbarten Herrn von Thadden auf Trieglaff, Marie, verlobte und nun, um die Bewirtschaftung der Güter zu übernehmen, seine Beschäftigung am Stettiner Gericht aufgab. Thadden, einer der Freunde Clemens Brentanos aus jungen Jahren, hatte vom Zugewandten des Romantikerkreises und Befreiungskrieger dieselbe Entwicklung, die so viele der Romantiker mit oder ohne Konversion einer mystischen Form des Katholizismus zuführte, indessen als Protestant oder richtiger als

protestantischer Sektierer, vollzogen und war das geistige Haupt eines gesinnungsgeschlossenen pommerschen Kreises geworden, der innerhalb der allgemeinen Kirchlichkeit sich ein engeres, schrifteifriges Konventikelchristentum gab. In diesen, allerorten in Preußen von kirchlichen und sektiererischen Streitfragen und Bewegungen erfüllten, neuromantischen vierziger Jahren übte der Thaddensche Kreis eine nicht geringe Wirkung in Pommern aus, zog weithin die Adelsfamilien an sich, stand mit einem Teil der Geistlichkeit in Verbindung und lehnte die Amtstätigkeit nicht genügend gläubig befundener Pastoren, unbekümmert um die Zuständigkeit der Pfarreien, einfach ab, wie man denn überhaupt viel mehr auf die häusliche und persönliche Andacht und auf den unmittelbaren Verkehr mit Gott durch die Bibel als auf den Gottesdienst der Gemeinden das Schwergewicht legte.

In diesen Zirkel zog Blanckenburg seinen Freund Bismarck, und ihm tat es wohl. Er fand dort Entbehrtes, Gesuchtes, in mehr als einer Richtung. Er hat, um das vorweg zu sagen, nie richtig „mitgemacht", er bleibt hier auch geistig Gast, behält sich immer den ganz persönlichen Standpunkt vor, der auf das gewohnte Teil Kritikübung an allem Menschlichen auch weiterhin nicht verzichtet. Aber er spürt den Wert dieser selben Menschen, gegen die er seine Unabhängigkeit wahrt, fühlt etwas Neues, Besseres, Höheres, etwas irgendwie Gehofftes nun

faßbar an sich herantreten. Denn die Zugehörigen dieses Kreises sind nichts weniger als Duckmäuser, es sind fromme, sichere, glückliche, in ihrer Art durchaus vergnügliche Menschen in ihrem so nahe empfundenen Gottesverkehr. Und eben, daß sie sich nicht vom amtierenden Pastor, von den Formen der Kirche abhängig wissen, ist ein weiteres vertrauengebendes Moment für Bismarck, der zeitlebens in dieser Beziehung seinen Unterschied von den durchschnittlichen Kirchengängern gewahrt hat. Dabei erfährt er die weitere Beobachtung, daß die Menschen dieses Kreises durchweg gebildeter als sein sonstiger Verkehr sind; man liest viel, die Eichendorff-Romantik gibt diesen „ästhetischen Tees mit Lektüre, Gebet und Ananasbowle", wie Bismarck es der Schwester charakterisiert, den poetischen Stimmton; später enger mit Blanckenburgs hat Bismarck dann seinen regelmäßigen Shakespeare-Leseabend – man sieht, er macht vorhin seine launige Anmerkung, aber die Kritik tritt doch weit zurück gegen den Dank und das Angezogensein. Er nähert sich diesen Fundierungen des Lebensinhalts und spürt den befriedigenden innerlichen Erfolg; er beginnt in der persönlichsten Weise, ohne sich um Dogmen und Unterscheidungen von rechts oder links zu kümmern, mit der Nähe des göttlichen Waltens seelisch zu paktieren, – und erlebt davon ein Gefühl von absinkender quälender Frage und Wirrnis.

Auf Marie von Thaddens Hochzeit sieht er

die beste Freundin von Hedwig von Blanckenburg, das Fräulein von Puttkamer. Ihre Eltern wohnen entfernter, im östlichen Hinterpommern, auf Reinfeld, schon „dicht bei Polen, Bütow ist die nächste Stadt, man hört die Wölfe und die Kassuben nächtlich heulen", wie später der übermütig frohe Bräutigam schreibt. Herr Heinrich von Puttkamer und seine Gemahlin Liutgarde, geborene von Glasenapp; beide und ebenso die einzige, am 11. April 1824 geborene Tochter, die sie erzogen haben, womöglich noch um einen Strich frommer, glaubens- und schriftvertiefter, als die Thaddensche Art, weniger propagandistisch und pietistisch, wie jene, als nun schon gänzlich in sich und Gott eingesponnen quietistisch.

Eine eigentümlich besondere Hochachtung vor diesem Mädchen tritt in allen Äußerungen über sie, deren wir habhaft werden können, hervor. „Klug, brav und fromm" nennt sie der spätere Oberpräsident der Provinz, Senfft von Pilsach, den Bismarck zu den gescheiten Menschen zählt. Aber es ist noch ein anderer Reiz, etwas Besonderes, um das stille Mädchen her, eine gewinnende Mischung aus bescheiden sich gebender Anmut und einer entschiedenen, eigenen Meinungsbildung, die tapfer und freimütig ist. „Eine Rose, an deren Duft und Schöne man sich erquickte, deren Dornen bei unvorsichtiger Berührung aber stachen ... Ungemein anziehend und gewinnend für jedermann, dem sie wohl wollte, während jeder, der ihr unsympathisch war, dies sehr

schnell merkte." So hat im „Daheim" der schon erwähnte A. Andrae auf Roman aus früher persönlicher Bekanntschaft erzählt. „Die Blume der Wildnis" nennt sie einer von Bismarcks Verwandten, und ja auch dieses Scherzwort sagt sehr viel. Keudell erzählt, als sie dreizehn Jahre alt war, brach in Reinfeld Feuer aus, da bewies das junge Ding mehr Geistesgegenwart als alle anderen Hausbewohner und rettete mit eigener Hand die wertvollsten Gegenstände; das wurde in der ganzen Umgegend bekannt. Auch bei jener Hochzeit Blanckenburgs brach Feuer aus, das den Hof und die Tagelöhnerwohnungen in Asche legte, knapp wurden Herrenhaus und Kirche gerettet. Aber Bismarcks Briefe, die wie ein Garten blühen vor der immer jung bleibenden Erinnerung alles je zusammen Erlebten, lassen nicht erkennen, daß dieses Ereignis schon irgendeine Wichtigkeit des Gedenkens zwischen ihnen beiden gehabt habe. Nur das Datum der Bekanntschaft taucht später wieder heraus. Auch nachher sah er Johanna in Cardemin, im ganzen traf er sie dort „wiederholt".

Heiraten wollte er und wußte, wie viel beruhigter Inhalt damit in ihn kommen werde. Eine Frau oder ein Amt – das war ein Motto von ihm, ehe er im Frühjahr 1844 in Potsdam wieder in den Dienst trat, mit dem es dann abermals nichts gewesen war. Eine Natur, die so stark wie die seine alles auffaßte und nichts was überhaupt in Betracht kam, lau und flau hin-

zunehmen vermochte, mußte auch sehr empfänglich für anmutige Weiblichkeit sein und ist es immer gewesen. Dazu machte er Eindruck auf die Frauen – und wußte das schon früh –, durch sein Äußeres, seine ritterliche Art und vor allem die sichere Männlichkeit, die in beidem verspürt wurde. Ein hochgewachsener, schlanker Mann mit hellstrahlenden Augen, jugendlich von Aussehen und Lebhaftigkeit und dabei mit dem Wesen der reifen, überlegenen Persönlichkeit.

Nach dieser Potsdamer Episode beginnt sein „Alleinstehen in der Welt" die ganz konkreten Andeutungen zu machen, wie sehr er die baldige Abhilfe ersehnt. Schon mit einer gewissen Ratlosigkeit. Ernst genug ist ihm das. Aus dem traurigen Anlaß, daß seines Bruders Bernhard Frau gestorben ist, spricht er, ein paar Wochen danach, der Schwester von den zwei Schwägerinnen, die er möchte, daß sie sie hätte: der, die gegangen ist, und der, die nicht kommen will.

Verlieben könnte man sich ja. Und tut es. Hier einmal und da. Es sind Versuche, ob es Liebe ist. Und nach vierundzwanzig Stunden hat er sich klar gemacht, das ist nicht Liebe, hier genügt sich seine Seele nicht. In den Briefen von ihm und den Erinnerungen an ihn lassen sich diese paar Anläufe, die nur als solche interessieren, ausreichend zusammensuchen. So viel wird klar: Gedanken an Fräulein von Puttkamer hemmen noch nicht. Allerhöchstens – aber wie unsicher ist das – unbewußt, durch den unwill-

kürlichen Maßstab. Der Maßstab, der sofort nein sagt, liegt schon sonst in ihm. So geht auch das Jahr 1845 fruchtlos in einigermaßen durch Humor und Selbstironie gewürztem Verlangen nach der Lösung dieser Frage hin.

Im November stirbt der seit sechs Jahren verwitwete Vater, und Otto von Bismarck siedelt über nach Schönhausen, womit ihm ein wohlgerütteltes Maß von veränderten Geschäften und Sorgen beschieden wird, vermehrt durch das mit seinem ganzen Verantwortungsgefühl übernommene Amt des Deichhauptmanns an der Elbe. Im Frühling 1846 reist er, um bis Anfang Juli zu bleiben, nach Pommern, wo ja außer mancherlei weiterdauernden Angelegenheiten wegen Kniephof – „Sorgen und Verdruß" – die Freunde sind. In Cardemin sieht er Johanna. Am Pfingsttag muß er, mit ihr am Fenster stehend, das erste inhaltsvollere, beiden eindrucksvoll nachdauernde Gespräch gehabt haben. Also über religiöse Dinge natürlich. Jeder mit seinem Standpunkt; er so offen, daß er sie erschreckt, vielleicht aber auch in ihrem Sinne sie, gegen seinen Willen, erbarmungsvoll gejammert hat. – Ende Juli und Anfang August machten Blanckenburgs mit Freunden eine Reise in den Harz, wobei Fräulein von Puttkamer sie begleitete; eine ganze kleine Gesellschaft aus Pommern, auch Familien von Mittelstädt und Wangemann, sowie ein junger Geistlicher dabei; aus Schönhausen zitierte man, wenn es nicht schon in Pommern

verabredet war, Bismarck. Am östlichen Harz hangen diese Erinnerungen, gruppieren sich im persönlichen Maß um das Selketal und Schloß Falkenstein. Jede leise Spur verrät die echte Romantik, in der man diese Reise macht, viel wird vierstimmig gesungen, die Musik ist das zweite, stark Verbindende, ja das, was gerade diese Gesellschaft so zusammengesetzt hat. Sehr wenige Züge erhaschen wir, die uns ein Bild von den Mädchenträumen dieses Fräulein von Puttkamer machen – wer sollte damals daran denken, sie für uns zu merken und schwarz auf weiß für die Nachwelt festzulegen! Und dennoch reichen sie aus, sie uns vorzustellen, wenn wir nur ergänzend an die Zeit denken, an die Bilder der romantischen Schule in der Malerei, an die Wirkung, die nun bis zu diesem sehr lebhaft deutschen vierziger Jahrzehnt hin „des Knaben Wunderhorn“ und die verwandte Lyrik durchgesetzt und vollzogen haben. Mehr als ein halbes Jahr noch nach der Verlobung windet sich der Bräutigam Bismarck – zur gleichen Zeit, da der scharfe Herr auf Schönhausen im Berliner Landtag steht und das öffentliche Deutschland ihn mit alles eher als zärtlich weichen Gefühlen zu betrachten Anlaß hat – windet er sich in den liebenswürdigsten und humorvollsten Gegenbedenken, um von dem schwarzen Sammetanzug, Schnitt à la Motte-Fouqué etwa, loszukommen, worin die Verlobte ihren Ritter gekleidet sehen möchte. Dieser eine kleine, nichts

weniger als komische Zug sagt uns unendlich viel von ihr, von den stillen, aus der Welt wegträumenden Tiefen dieses jungen Herzens, in die wohl nur ein Einziger überhaupt ganz hineingeschaut hat. Ihre besten Freunde gehen doch über ihre Erscheinung leicht hinweg. „Ihre Gesichtszüge waren nicht regelmäßig schön, aber durch sprechende blaue Augen eigentümlich belebt und von tiefschwarzem Haar umschattet." Anders er; aus seinen Briefen geht die stille Macht dieser aus verschwiegener Tiefe so „eigentümlich belebten" Augen uns auf; seine Bräutigamsbriefe sind das Hohelied dieser „graublauschwarzen" oder „schwarzgraublauen" Augen, deren Wesen, deren Geheimnis durch immer neue Wendungen zu zergliedern sie sich Mühe geben, sind die Lyrik dieser auf die Empfindung wirkenden Macht des dunklen, schwarzen Mädchens, die der seiner klaren Gedanklichkeit so stolze blonde Recke nicht zurechtspintisieren kann. Ein Brief, etliche Wochen nach der Verlobung, von einem Februartag, der überhaupt nicht hell werden will. „Da mußt Du schwarze Sonne von innen sehr hell scheinen, wenn's gehen soll [das Briefschreiben ohne Licht]. Wie kann Schwarz leuchten? nur in Gestalt von poliertem Ebenholz, geschliffener Lava; so glatt und hart bist Du nicht; mein Bild mit der schwarzen Sonne ist also falsch. Bist Du nicht eher eine dunkle, warme Sommernacht, mit Blütenduft und Wetterleuchten? Denn stern- und mondhell möchte ich kaum sagen, das Bild ist

mir zu gleichmäßig ruhig." Aber niemand hat das gewußt, wie er. Sie war ja „klug, brav und fromm".

Auch die nicht, die ihren still leidenschaftlichen Hang zur Musik, im besonderen zum Volkslied und zur starken Empfindungsmusik, sonst wohl kannten und verstanden. Ihr Verhältnis zur Musik ist diese Empfänglichkeit, dieses Verlangen nach Lyrik in ihrer unmittelbarsten Form, nicht dagegen irgendwelches auch nur häusliche Brillieren im eigenen Spiel. Guten Unterricht hatte sie nicht gehabt, auch kaum Anleitung zu musikalischer Bildung. Ihr Geschmack, ihre ebenso sichere Unzugänglichkeit für Triviales, wie für Verstiegenes und Schwülstiges, sind ganz einfach ihr Wesen selbst. Ihr musikalischer Schönheitsbringer und Freudenbringer wird Keudell, der sich ihrer annimmt, geeignete und schöne Noten aus der Berliner Leihanstalt nach Reinfeld sendet, mit ihr spielt und übt und ihr vorspielt und vorphantasiert. Wie er es später den beiden tut. Bismarck ist ja nie musikalisch im Sinne des Durchschnitts gewesen; er hat kein Instrument gespielt, keine Note gekannt und von früh an keine Neigung gehabt, auf Konzertstühlen zu sitzen. Und doch hat die Musik eine ganz eigene Feiertagsrolle in seinem Leben gespielt, als Ausdruck des echten Menschlichen und dann des Heroischen. Es ist ihm Herabwürdigung, wenn er Musik hören soll, in den engen Reihen mit Menschen sitzend, die auf diese Weise den Abend stilvoll umbringen;

es lehnt sich schon etwas sehr Feines in ihm dagegen auf, daß ein Programm gegen Eintrittsgeld heruntergespielt oder -gesungen wird — nebst den allzuwohlbekannten Allüren, wodurch wieder sein Auge leidet und seine empfindliche Kritik rege gemacht wird. Es werden in diesen Beziehungen noch Äußerungen von ihm zu erwähnen sein. Keudell ist auch ihm als Vermittler sehr, sehr viel gewesen. „Wenn ich Keudell wäre" —: wenn er es doch auch herausspielen könnte, das ihn Bewegende, da, wo für die Empfindung die gröbere Sprache des Wortes versagt, in Töne es befreien, dieser Wunsch klingt auf in manchem Brief. Wie glücklich ist Frau Johanna, wenn sie ihm zum Geburtstag Keudell „aufbauen" kann, wenn dieser kommen mag und spielen. 1870, während der nicht vorangehenden Belagerung von Paris, schafft Keudell, damals Geh. Legationsrat im Auswärtigen Amt, ein irgendwo erlangtes Piano ins Versailler Quartier, denn er weiß den Dank. „Selten," lobt Bismarck, „hat das Auswärtige Amt einen so guten Gedanken gehabt," und an jedem Abend, wenn irgend Zeit ist, sitzt er schweigend und rauchend und hört, ohne hinzuhören, zu, nicht um seine furchtbar damals beschwerten Gedanken zu vergessen, sondern vielmehr, weil die Musik ihre wunderbare Klärungsgewalt in die ringenden Sorgen trägt.

Doch wir erzählen noch von jenem Harzausflug 1846.

Zuweilen sind Bismarck und Fräulein von Puttkamer ohne den größeren Kreis der Reiseteilnehmer gewesen, nur in Begleitung von Frau von Blanckenburg. So auch einen wunderbaren Abend, wo die stillen Wälder im silbernden Mondschein liegen. Und einmal, als er im kühlen Abend sie in den Mantel hüllt, beginnt er, der zuletzt auf der Göttinger Corpskneipe im Chorus gesungen, das Burnssche, Mendelssohnsche

O säh ich auf der Heide dort
Im Sturme dich,
Mit meinem Mantel vor dem Sturm
Beschützt' ich dich

zum mindesten andeutend zu singen . . . Alles andere sagt die Erinnerung der späteren Briefe, so wenig sie das Nähere auszusprechen braucht. „Der Harz, der Harz!" jubelt es einmal bei ihm auf. Wie sie nach Schönhausen ziehen, da ist ja auch der Harz so viel näher. Immer nur ein: Du, – denkst du's?

Dann ein paar Momentbilder aus Berlin. Die Reisenden bleiben dort mehrere Tage auf der Rückfahrt, und Bismarck ist mitgekommen, statt nach Schönhausen heimzukehren. Damals konzertiert der in Ungarn geborene Österreicher Gungl, mit seinen Märschen und wiegend anmutigen Ländlern ein musikalischer Verwandter des älteren Johann Strauß, ständig in Berlin, draußen im Tiergarten; dahin geht's, man sitzt bei Eis und Bier und Tabakqualm und hat doch später immer davon zu erzählen. Und

Keudell, der gerade in Berlin seine Studien beendet hat, spielt ihnen, im Saal des Klavierbauers Kisting; Fräulein von Puttkamer hat es durch ein Brieflein arrangiert, und Blanckenburgs nebst Bismarck sind es, die mit ihr kommen. Er spielt u. a. die Beethovensche F-moll-Sonate und es überrascht ihn, wie sie diesen so gewandten und sicheren Gutsbesitzer erregt, daß ihm die Augen feucht werden. Zwei Jahrzehnte später sagt ihm der Minister, das sei das Stück, das wie das Ringen und Schluchzen eines ganzen Menschenlebens sei. — Bezeichnend fällt uns aus Keudells Schilderung die offenbare Bemühung Bismarcks in der Unterhaltung um günstig starken Eindruck auf: die etwas seltsame Geschichte von der Ehre, die er aus Göttingen erzählt, wie ein hochbegabter Student bis zur Unsinnigkeit ein einmal gesagtes Wort am andern Tage aufrecht erhält und, den sicheren Tod vor Augen, mit seinem schönen Pferde über ein schäumendes Mühlrad reitet. Dies — und die allgemeine kleine Pause, die folgt. So wirbt dieses Herz sich näher an das andere an, und wie wollten wir ahnend zergliedern, auf welche Weise dieses andere Herz da zugehört haben mag.

Dann jähes Leid dieses Kreises, unmittelbar nach der Harztour. Am 13. August stirbt Frau von Blanckenburgs jüngster Bruder am Typhus, im Oktober die Mutter, Frau von Thadden, die bei der Pflege erkrankt ist; und an ihrem Bett steckt sich Frau von Blanckenburg an, nach

wieder Hoffnung gebender Wendung erliegt auch sie, am 10. November. Bismarck ist damals in Pommern, Kniephof muß neu verpachtet werden, er erlebt das überschwere Ereignis aus nächster Nähe und aufs persönlichste mit. Die Frau des besten Freundes, dem er während der Krankheit, bei den Anwesenheiten in Cardemin, zu schreibende Briefe abnimmt, die Schöne, die wahrhafte Freundin, die Verbindende zwischen ihm und Johanna. Wie es ihn trifft, erzählt er der Schwester. Niemand darf diese ernsten, geraden Worte über den nahen Tod in der eigenen Generation, der am grimmigsten, am trostlosesten aus dem Leben der Übrigbleibenden raubt und der in einer anderen Kategorie steht, als wenn er die eigenen Eltern trifft, ohne die Fähigkeit zum Nachverstehen lesen. Und anderes erfahren wir aus anderem Brief. Er hat mit Gott paktiert, er soll Marie am Leben lassen. Das erste Gebet, das, ohne noch vom Grübeln über Vernünftigkeit belastet zu sein, unaufhaltsam und inbrünstig heiß von ihm zu dem Allwaltenden aufsteigt, den er längst, zuerst in Philosophien und Theosophien, zuletzt froher, in eigentümlich beruhigtem Angesprochensein und Hoffen, noch nicht in Überzeugtsein, gesucht hat und finden gewollt in der großartigen Weisheit des Neuen Testaments. Er wettet mit Gott, so wie einst Chlodwig der germanische Merowinge, der Christ werden will, wenn Gott ihm die Alamannen besiegt. Gott nimmt die Kranke hinweg, er erhört dieses vorbehaltlose erste Gebet

nicht. Aber nun auch trotzdem – es quillt auf andere Weise ein Gefühl von Hilfe auf aus dieser anders entscheidenden Unerforschlichkeit und wächst und bleibt: das tief ergriffene Verwundertsein, wie diese Menschen den Tod nehmen, die Frau, die ihm zu Gott in Zuversicht entgegengeht, der Gatte, der Vater, die gebeugt und gefaßt von ihr Abschied nehmen bis zum Wiedersehn. Und anderes noch. Jenes Gebet, durch sich selbst, es war schon wie persönliche Erlösung. Wie Rast, wie Ausruhen in etwas, das groß und freundlich und hilfreich sein will, nicht länger das Suchen und Fragen, nicht Widerstreben, nicht Kämpfen mehr. Vorbehalte – ja, die mögen auch jetzt noch sein, sind auch und bleiben noch. Aber was ist ihr Wert und Gut, verglichen mit der Wohltat jenes freiwilligen Zurruhegehens! Laß sie schweigen jetzt, du fühlst nur mehr den Überdruß an ihnen, sie gaben dir nichts. Geben und Empfangen ist alles. Und: Kraft und Vertrauen zu einem Gott nahe spüren in einer ihm gläubigen, klugen, auf unsere Seele wie tiefe, tiefe Wohltat wirkenden Frau.

Zimmerhausen heißt das Blanckenburgsche Gut, wohin Moritz jetzt wieder übersiedelt und wohin Puttkamers zu einem Trauerbesuch im Dezember kommen. Dort wird Bismarck mit Johanna einig. Oder richtiger: er spricht aus, was sie seit dem Harz schon weiß, und geht davon mit ihrem Wort. – Im Jahre 1895 hat der achtzigjährige Bismarck einmal davon gesprochen, restlos und

lastlos glücklich, ganz unbeschwert seinem Glück überlassen sei er nur wenige Stunden seines Lebens gewesen. Ein solcher Augenblick sei der gewesen, wie er als Junge den ersten Hasen geschossen habe, und dann wieder der seiner Liebeserklärung.

Den Eltern, die ihm so gut wie fremd sind, will er sich an diesem Tage noch nicht offenbaren. Die Frage, die für die Eltern die entscheidendste ist, will er sorgfältiger im vorweg beantworten, will mehr darüber zu Ende sagen können, als in einer Minute des Werbens möglich ist und er den Wendungszufällen eines solchen Augenblickes aussetzen will. Er muß längst nach Schönhausen, hat es noch immer wieder hinausgerückt. Auf der Reise dorthin, zu Stettin im Hotel de Prusse, schreibt er – ohne Datum, es muß nach postalischen Maßstäben jener Zeit einige Tage vor Weihnachten 1846 sein – den biographisch immer wieder zitierten Brief an den Vater des geliebten Mädchens. Über den Menschen Bismarck kann er sich mit stolzer Kürze auf das beziehen, was man in zuständigen Kreisen in Pommern von ihm weiß. Aber von dem, der dieses gläubigsten Hauses Schwiegersohn werden will, hat er allerdings zu sprechen, und so schreibt er nun diesen Rückblick, der zugleich die Rechenschaft an sich selbst ist. Erzählung, kein Wort Versicherung. Auch nicht die, daß er nun mit Gott in Ordnung sei. Nur die zwei Monate alte Regung seiner Seele, von Gott, „wenn nicht

Frieden, doch Vertrauen und Lebensmut" zu nehmen, und schon ein Gefühl von Hoffnung, von Wohltat hieraus. Johanna hat er seit der Harzreise lieb und nur nicht gewußt, ob „die Erreichung meiner Wünsche mit dem Glück und Frieden Ihres Fräulein Tochter verträglich sein werde", und ob er der Rechte für sie sei, da diese Zuversicht von dem, was dieser Brief hauptsächlich als Darlegung enthalte, untrennbar sei.

Es kann nicht die Aufgabe dieses Büchleins sein, die wundersame Reihe von Briefen seines Lebens, die hier beginnt, durch Umschreibungen zu verwässern oder durch Inhaltsangaben um Reichtum und Schönheit zu bringen. Ganz große Menschen soll man selber lesen, nicht über sie, und das Gefühl überwinden, als ob es eine Art Unbescheidenheit sei, direkt zu ihnen zu treten, anstatt sich an literarische Vermittler zu wenden. Sie haben ja auch immer das, ob sie nun Goethe oder Luther oder Bismarck sind, daß Alle und die Allerbesten sie gleich verstehn. Was man auch über Bismarcks Frau schreiben kann, kann nur zurückhaltender oder ergänzender Kommentar zu diesen Briefen, die der Sohn zum edlen Besitztum Aller gemacht hat, nur Hinweis auf sie sein.

Die Antwort des Herrn von Puttkamer vom 28. Dezember auf Bismarcks Brief sagte noch nicht ja, aber enthielt die Erlaubnis zu kommen und die Antwort mündlich zu hören. Es muß dahingestellt bleiben, ob es wahr ist, daß Herr von Puttkamer zu seinem Gutsnachbar

Dörnschlag, einem alten frommen Manne, mit dem er fleißig verkehrte, gekommen sei: „Kennen Sie den tollen Bismarck? Denken Sie sich, dieser Mensch bittet mich um die Hand meiner Johanna! Es war mir, als ob ich einen Schlag vor den Kopf erhielte!“ In solchen Erzählungen, wenn auch nur durch die, die sie weiter formen, steckt, wie in allen reinen Gedächtnismemoiren, unglaublich viel allmählich anwachsende Selbstsuggestion. Sehr denkbar also beginnt die Legende nicht erst bei dem Weiteren: ‚Na ich habe ihm einen Brief geschrieben, den er nicht an den Spiegel stecken wird!‘; Bismarck aber steckte ihn allerdings nicht an den Spiegel, sondern in die Tasche, befahl sofort dem Reitknecht, schwang sich in den Sattel usw. usw. — Ihn hielten in Schönhausen die nicht im Stich zu lassenden Deichgeschäfte, wegen der er dorthin hatte abreisen müssen; erst auf den 12. rechnete er in Reinfeld sein zu können. Inzwischen ging ein neuer wichtiger Brief voraus. Sein Glaubensbekenntnis hatte beruhigt, doch nicht ganz genügt, man wollte noch deutlicher ausgesprochen hören, ob seine neuen Wege ihm selber ganz sichere, feste seien, ob seine „Füße gewisse Tritte“ täten. Er antwortete männlich und ehrerbietig, er habe so viel geschrieben, als er sagen könne, betrachte sich als den, der straucheln könne, ohne es zu wollen, und füge seinem Bekenntnis nichts hinzu, weil der Wunsch, zu befriedigen, ihn unbewußt gegen Herrn und Frau von Puttkamer und gegen ihn selbst un-

wahr machen könnte. Was er aber geschrieben habe, sei sein aufrichtiges und unumwundenes Bekenntnis vor jedermann.

Am 10. fuhr er aus Schönhausen ab, am Dienstag den 12. Januar 1847 morgens kam er in Reinfeld an und an diesem Tage um Mittag war er verlobt. Wieder ist es die nur teilweise kontrollierbare und zugleich widerlegbare, aber auch hier deswegen, weil er dort erwartet wurde, zum mindesten nicht verdachtfreie pommersche Legende, die erzählt, er sei durch glücklichen Zufall Johanna auf dem Flur begegnet und nach rascher Verständigung Hand in Hand mit ihr in das Zimmer des überraschten Vaters getreten. – Vergnügt und ausgelassen wie ein Primaner schreibt er dann der Schwester am 16., und gleich auch schon – den Effekt, „das maßlose Erstaunen der Kassuben, von denen die, welche nicht gleich rundum überschlugen, noch immer haufenweise auf dem Rücken liegen, den Verdruß der alten Damen, daß auch keine sagen kann: ich habe eine Silbe davon geahnt." Ein anderes Mal verrät sich uns, sämtliche unverheiratete Cousinen hätten ihn zwar nicht genommen, aber sie gaben zu, daß er sehr vornehm sei. Er war schon (als Potsdamer Jurist) bei Hof gewesen.

Der meist lorgnettierte jüngere Mann im adligen Pommern und das von den Eltern über alles geliebte, von Verwandten und Freundinnen vergötterte junge Mädchen sind ein Paar! Zwölf

Tage des Beieinanderseins sind ihnen vergönnt, mit Spaziergängen im kurzen Januartag, wo sie über viel ernsthafte Dinge und vor allem die Religion reden, wo Johannas Seele, wie die jeder wertvollen Braut, zweifelt und bangt um das ganz richtige Verstehn, er aber sich sehr bewußt wird, wie viel weniger verlegen er ihr im Einzelnen antworten könnte, wenn er die Bibel nur besser im Kopf hätte! (Sobald er wieder nach Schönhausen kommt, schüttet er dafür einen ganzen Regen von Sprüchen über sie aus, die ihm zur rechten Zeit noch nicht beigestanden haben.) Und abends sitzen sie auf dem Sofa im roten Saal, die Arme umeinander. Keine Frage, er lauscht bei all den Gesprächen viel mehr und lieber in sie, nur sie selbst hinein, als daß ihm die eifrigen Religionsgespräche gerade große Freude sind, er ist ja viel zu glücklich dazu; wir werden denn auch bei jenem Spruchregen nicht ganz ein sich übertragendes Gefühl von Übermut los – vielleicht zwar mit Unrecht. Er saugt sich ein in dieses ihr „je ne sais quoi – jenen duftigen Hauch aus den unergründeten innersten Tiefen des Gemüts, der weder Poesie noch Liebe noch Religion ist, der aber alle drei kräftigt, hebt und empfänglicher für sie macht, da wo er weht. Das Zerrbild davon heiße ich Sentimentalität, das Wahre empfinde ich, wenn ich bei Dir bin; ein Wort dafür weiß ich augenblicklich nicht."

Die Elbe, das Deichamt haben ihn weggerufen; sobald das erledigt ist, wird er im Früh-

jahr wieder in Reinfeld sein. Aus Schlawe unterwegs ist das erste, uns nicht erhaltene Zettelchen den Weg seiner neuen Heimat zurückgeflogen. Am 29. kommt er in Schönhausen an; wie ganz anders dieses Nachhausekommen, die Sonne scheint heller auf die Bauernhöfe, die Bewohner haben andere Gesichter bekommen; „Du kannst glücklicherweise nicht beurteilen, mein Herz, mit welcher trostlosen Stumpfheit ich früher nach einer Reise mein Haus betrat, welche Niedergeschlagenheit sich meiner bemächtigte, wenn mich die Tür meines Zimmers angähnte und das stumme Gerät in den lautlosen Räumen mir gelangweilt wie ich selbst gegenübertrat."

Und nun dieser dichte Schwarm der längsten und wundersamsten Briefe, aus anderthalb Monaten, der Briefsturm eines glückseligen Mannes, der auf den Eisbruch der Elbe warten und sich ums winterliche Gut kümmern muß und sonst noch eine nachdrückliche Aktion wegen Reform der Patrimonialgerichte betreibt, der also Zeit hat, Zeit, und trotzdem nur findet, daß die Geschäfte ihn gar nicht recht zum Schreiben an sie kommen lassen. Denn eben jede Sekunde begehrt bei ihr zu sein, schon jetzt – wie sie dereinst silberne Hochzeit machen, begehrt und tut sie es genau so wie jetzt. Jeder Gedanke, jede Stimmung, jedes von dem Glücklichen Gelesene, jedes hübsch oder charakteristisch Gesehene begehrt momentphotographisch zu ihr hinüberzueilen und tut es durch eine kaum vergleichliche Fülle der Gestal-

tungskraft, so blitzend klar, wie der starke Quell in der Sonne aus dem Felsen springt. Frei von jedem Angelesenen, steht diese originalste Unmittelbarkeit im vollen Gegensatz zu aller bewußten Kunst, ebensosehr zu stolz wie zu bescheiden, um irgend in ihrer Absicht mehr als momentan, um poetisch sein zu wollen; ja, sie wäre vielleicht so sich selbst nicht möglich gewesen, hätte sie damals ahnen können, ein Menschenalter später würde man gerade dies als Kunst ansprechen und als Realismus, Impressionismus usw. zur Gattung erheben. – Was er schreibt? Wer an die Tür klopft, was er sagt, wie er aussieht und sich benimmt; wie die Hyazinthen und Krokus am Fenster stehen; wie all das Neue in ihm stürmt und wogt, wie aus der Fülle alles Gelesenen, alles, worin er jemals Schönheit und menschliche Gewalt gesucht, nun die Rhythmen und Verse mit doppeltem, mit eigenem Inhalt wiederkehren, – Byron voran, mit dem ein Teil seines Wesens diese lebhafte und nahe, aber wiederum von ganzem Pflichtbewußtsein überwachte Verwandtschaft hat; und schließlich muß er ihr das alles abschreiben und in langen Anhängen mitsenden, Byron und Chatterton oder auch Béranger. In diesen zwischen Frost und Tauwetter schwankenden Februartagen ist Sommer in seiner Seele geworden, in der's schon, wie er einmal schreibt, nur noch Schneegestöber gab; nun jubelt's darin und wie bei Uhland klingt's: o Sommer, schöner Sommer, wie wird die Welt so weit! Ja, die

ganze Welt ist ihrer beiden; sie, die Welt, die so leer, so fragwürdig war, ist nun auf einmal erst ganz groß und reich geworden; richtig aus allen Weiten von Raum und Zeit, bunt, wie im echten Traum, fliegen diese Impressionen auf ihn zu und alle soll sie sie mit wissen und hören, Geographie und Geschichte drängen durcheinander; Ratbod, der alte Friese, der lieber in die Hölle ging, wo man ihm sagte, daß seine Verwandten seien, als in den Himmel, wo er allein unter lauter fremden Christen sein müßte; oder das Vorstellungsbild, wie nun das Eis im schönen Dresden unter der Augustusbrücke liegt, von da kommt der Wasserstrom zu uns; was ist das Holländische für eine umständliche, kuriose Sprache, hör mal zu, wie findest Du diesen holländischen Brief? und gleich: wie ist das Italienische schön, sieh, so z. B. hört sich das Vaterunser auf Italienisch an! Nach Tisch im Siestastuhl, da nimmt ja der Rastlose seine Grammatiken und fremden Bücher zur Hand; in allen Sprachen wirbelt nun Johanna ihm durch den Kopf, formt und fischt er neue Anreden, die ihm etwas von ihr oder an sie ausdrücken: Giovanna mia, Dearest, Jeanneton, Jeanne la noire, chatte noire, Czarna kotko, miła duszo, Jeanne la méchante (weil kein Brief da ist), und immer doch das liebste, innigste, das bleibt: Angela mia! Und dazu diese deutschen Anreden voll Inhalt; die bessere Hälfte – nicht von mir, von uns, da „ich" nun nicht mehr bin, nur wir.

diese Naturbilder; hier nur eines, von ihm nicht nacherzählt, sondern im voraus, im Harren, entworfen, aus dem Skizzenbuch des Gedächtnisses eines Poeten geschrieben, den nur das Schicksal verhindert hat, ein großer Schilderer „von Fach" zu werden: „wenn die großen Eisfelder sich erst mit Kanonenschuß-artigem Krachen schwerfällig in Bewegung setzen, sich aneinander zersplittern, bäumen, unter- und übereinander schieben, sich haushoch auftürmen und mitunter Wälle quer durch die Elbe bilden, vor denen der Strom sich aufstaut, bis er sie mit Toben durchbricht. Jetzt sind sie alle im Kampf zerbrochen, die Riesen, und das Wasser ganz dicht bedeckt mit Schollen, deren größte einige Quadratruten halten, und die es eilig mit mürrischem Klirren wie gebrochene Ketten der freien See zuträgt." Wo ist da ein Wort nicht das allerbeste und eines zu viel? Pectus facit disertos, sagt der Römer, aus der Kraft des bewegten starken Empfindens bricht von selbst das treffende Wort hervor, und Genialität ist nicht auf vorbestimmte Berufe begrenzt, ist nichts als solche Urkraft, der sich dann das gleichstarke Bewußtwerden in dieser oder jener Richtung paart.

Träumende kleine fromme Jeanneton – sie ist nicht klein, aber auch nicht groß –, was schreibt dein Ritter alles, der sich anhaltend gegen das minnefromme Sammetwamms wehrt! Wie sicher besitzt er dich schon, wie konnte er das von Ratbod erzählen, wie muckt er übermütig

gegen Dutzende von kleinen Dingen, die deiner Erziehung heilig sind! Sogar über das Hochwohlgeboren auf den Adressen von dir streift er zweimal, gerade als ob sich das nicht so gehörte. Ja überhaupt, wie braust das oft über die anerkanntesten Ehren, die „geheimsten" und ordenbehängtesten Würden hin; warum gab er nur eigentlich die Karriere auf? Was erzählt er da in einem der ersten Briefe von der Schauspielerin, die er hinter den Kulissen sah, die vor einer Sekunde auf der Bühne ohnmächtig zusammenbrach und nun eine Butterstulle aß und schlechte Witze machte? – die ganze Geschichte sprudelt ihm eben nur bei den Worten Illusion und Kulisse heraus, denn was er irgend denkt, während er an sie schreibt, das muß auch nach Reinfeld, vorsätzlich und unwillkürlich zugleich. Ach, wie vieles ist da, wovor sie ein halbgestandenes Bangen überkommt; sagt er es doch selber immer wieder, wie verworren sein Leben war, ehe sie diesem aufging! Je schöner er dann schildert und große, wundervolle Erlebnisse oder Lektüren erinnernd erzählt, all dies in-sich-hinein-Trinken damals, – warum hat es ihn nicht freier, glücklicher gemacht, wo steckt da der Fehler? Und ohne Frage, auch für uns, das Schlimmste: seit er so übermütig glücklich ist, ist sein neubetretener Pfad zu Gott über lauter Frühlingsblumen fühlbar vergessen. Ja, wie ein kecker absichtlicher Pfeil fliegt das Wort vom christlichen Klima von Reinfeld schon durch einen

Brief, der kaum eine Woche nach der Abreise geschrieben wird. Und dann dies Gedicht: Non, il n'est point d'Être suprême, von dem er selber doch weiß, daß sie „mit Widerwillen entnehmen" wird, wie ein Franzose die Friedlosigkeit des irdischen Daseins auffaßt – warum tut er ihr das? Viel, viel besser als alles zärtliche „mein Schatz, mein Herz, mein Augentrost" am Ende der Briefe, als all sein kosendes und zu Scherz gestimmtes Gute Nacht und bonne nuit et adieu, Jeanne la noire, enfant chérie des déserts de Rrrrummelsburg (so spricht man nach Bismarck in Reinfeld den Namen der Kreisstadt aus), täte ihr ein herzhafter Spruch oder ein ernster Segenswunsch. Ach, derlei ist manches noch, und oft hat alles Vertrauen und Glücklichseinwollen ein so bange verwandeltes Gesicht.

Es liegt im Wesen des wirklich glücklichen und treusinnigen, dabei innerlich jungen Bräutigams, daß er vor lauter Fröhlichkeit und Offenbarungsübereifer seinem Glück Nasenstüber geben muß, daß er Scherze, Keckheiten, Experimente, Antithesen macht, die gar nicht als solche verstanden werden, aber bei denen seine ganze Freude ist, daß nun ein so im voraus alles umfassendes Einverständnis geworden sei. Und es liegt im Wesen jeder Braut, die etwas Besseres als eine verlobungsfrohe Inhaltlosigkeit ist, daß sie zunächst nicht nur nicht, wie er, lustiger, sondern sehr ernsthaft und, wie sie es dann immer ausdrückt, „melancholisch" wird. Das echte Weib

muß nun einmal die Dinge zurechtempfinden, mit dem Zurechtdenken bleibt es ohnedies immer eine sekundäre Sache. Die gestern halb noch Backfisch war, soll morgen aus dem Hause der Eltern gehen; ein Mann, nach dem die Verlobte nun nicht mehr im bangen Zweifel der Entscheidung sehnt, steht wartend da, und plötzlich empfindet sie, wie fremd das alles ist und er selber, wie viel fremder als Eltern und Gespielinnnen. Das Fortgehen von Heimat und Eltern, die unbekannten Pflichten der Herrin über sein Haus und Gut, das unbekannte Leben, das um ihn bisher war. Geheimnis, Schicksal, die Selbstverantwortung, das innerliche Scheiden aus der Kindheit, alles das ist mit ihm verbunden, blickt reich und groß, aber doch auch fragend und drohend hinter ihm hervor; und allen großen, tiefen Wellengang in der Seele verstehen wir immer am ehesten als Ergriffen- und Traurigsein ...

So gehen diese Briefe in den langsamen Postverhältnissen jener Jahrzehnte hin und her. Niemals kommt einer als die Antwort des zuletzt abgesandten, und damit wird, durch das bißchen Harren, ein großer gutsinniger Schutz erkauft. Denn immer, wenn etwas ungewollt weh tat, fliegt ahnungslos zwei Tage darauf der neue Brief herein und läßt wieder anders sehen, macht alles wieder frei und ruhig und gut.

Natürlich steht derlei fast nur zwischen den Zeilen. Alles, wie es gesagt wird, ist zartsinnig und liebevoll und weich. Aber der Krieg aller

Liebenden um ihr gutes Einverständnis, der hat darum doch begonnen, und es zuckt und wetterleuchtet hinter diesen Sätzen der innigsten Liebe. Wie siegesbewußt kanoniert aus seiner kleinen Empfindlichkeit, ohne schon abzuschätzen gegen was er zielt, noch oder schon – am 7. Februar – Bismarck darauf los! Also so steht es, du kleiner Bösewicht, daß du wegen einer Linie Differenz mehr in Religionssachen mich korbbeladen hättest abziehen lassen! Und dann behält er's nicht länger bei sich und wird einmal, nach genügender Einleitung, allgemein und sehr deutlich. „Wie habt Ihr doch meist so wenig Vertrauen in Eurem Glauben und wickelt ihn sorgfältig in die Baumwolle der Abgeschlossenheit, damit kein Luftzug der Welt ihn erkälte, Andere aber sich an Euch ärgern und Euch für Leute ausschreien, die sich zu heilig dünken, um von Zöllnern usw. berührt zu werden. Wenn jeder so dächte, der das Wahre gefunden zu haben glaubt, und viele ernste, aufrichtige, demütige Sucher glauben es doch wo anders und in andrer Gestalt zu finden, zu welchem pennsilvanischen Zellengefängnis würde Gottes schöne Erde werden," mit lauter unübersteiglichen Scheidewänden ... „Bei den Katholiken wird die Bibel von Laien gar nicht oder mit großer Vorsicht gelesen, ausgelegt nur von Geistlichen, die sich lebenslänglich mit dem Studium der Quellen beschäftigt haben" ... So wirft ihm im Eifer des Gefechts der Rückstoß des groben Geschützes die eigene Position um!

Ihr kennt doch das Matrosenspiel, das „Tauziehen"? An der einen Seite der starke ragende Mann mit all seinem geistigen Gewicht, und drüben das feine, blasse Mädchen mit ihren Fragen voll stiller, edler Nachdenklichkeit — — wer denkt ihr wohl, daß siegen muß? Darlegungen von tiefster Macht schreibt er ihr, gegen das Mißtrauen, den Zweifel an ihm, männlich schöne Klarstellung der verunglückten Wendungen von ihm, über den Glauben immer wieder, gegen ihre Stimmungen und dagegen, daß er ahnt, man traut ihm Heuchelei und Schmeichelei zu, daß man einfach nicht glaubt, er könne sie, die ganz Andere, so lieben, wie er es zeigt . . . Und nun das wundervolle Ergebnis, wie sein lustiger Ton beschämt vergeht, wie er ernster, demütiger vor ihr wird, und demütiger sie vor ihm; wie zwar der große, starke Mann das Tau nie ganz zu sich herüber zieht, vielmehr zu ihr hinüber rücken muß, viel, viel mehr als er gedacht, bis über die Mitte noch; aber da steht sie auch schon, und das Tau ist los und fort, fest klammern ihre Arme um ihn und ihn hält sie, an ihn hält sie sich, und alles andere hatte nur den Wert, daß es dies vollbracht. Und dann noch eines jetzt, zu zart, um es ganz anatomisieren zu wollen: der stille Gottesfriede über die Religion, der alles hinwegflutende Dank des unsagbar Glücklichen über sein täglich köstlicher offenbartes Gut: ein tiefes, erschrockenes Hinwegatmen der Opposition, womit er auf die geliebteste Seele

eindringen konnte, und ein gutsinnig redliches Nachgeben in gemeinsamem Dank, gemeinsam gleicher Bitte um eines einfach großen und gütigen Gottes weiterbehütend geleitenden Schutz.

Ein paar Proben nur können an dieser Stelle Beispiel sein, wie er auf ihre Fragen antwortet, sie zu stützen, ihre Stimmungen und Besorgnisse ihr auszudeuten, sie näher zu sich zu gewinnen versucht.

„Wenn Du jetzt traurige Dichtungen, Lenau usw., liebst, so sehe ich darin nicht sowohl eine Umwandlung Deiner ehemals heitern Stimmung, noch weniger einen Widerspruch mit der Gesundheit Deines Herzens, sondern einen Fortschritt in der Empfänglichkeit für und im Verständnis der Poesie. Unschuldige Frühlingslieder sind die Dichtung der Kindheit und der Zwölfjährigkeit, Lerchen und Lämmer. Tief in der menschlichen Natur, ich möchte sagen in der unbewußten Erkenntnis des irdischen Elends und Jammers, und der unklaren, aber mächtigen Sehnsucht nach bessern, edlern Zuständen, liegt es wohl, daß, bei nicht ganz leichtfertigen, oberflächlichen Menschen, das Hervorheben der Zerrissenheit, der Nichtigkeit, des Schmerzes, die unser hiesiges Leben beherrschen, mehr Anklang findet, als eine Berührung der minder mächtigen Elemente, welche die leicht welkende Blume ungetrübter Heiterkeit, deren heimischer Boden nur die Kindheit ist, in uns vorübergehend hervortreiben. Jeder an Verstand und Herz gebildete Mensch wird von allem, was

Trauerspiel in Bühne und Wirklichkeit ist, auf eine Weise ergriffen und bewegt, die das idyllen- und lustspielartige, in der vollkommensten Form, nie erreichen kann. Auf dem Boden der Heiterkeit (im höheren Sinne) und Zufriedenheit erhaben zu sein, gibt den Begriff der Majestät, des Göttlichen, das der Mensch nur in seltnen bevorzugten Zeiten und Gestalten schwach widerstrahlt. Das irdisch Imponierende und Ergreifende, was mit menschlichen Mitteln für gewöhnlich dargestellt werden kann, steht immer in Verwandtschaft mit dem gefallenen Engel, der schön ist, aber ohne Frieden, groß in seinen Plänen und Anstrengungen, aber ohne Gelingen, stolz und traurig. Darum kann das, was es außerhalb des Gebietes der Religion für uns Ergreifendes gibt, nicht heiter und zufrieden sein, sondern uns stets nur als Wegweiser dahin dienen, wo wir Frieden finden. Wenn Dein Sinn für die Poesie des Herbstes, des Reifs in der Maiennacht und alles dessen, was im Menschen dahin gehört, empfänglicher geworden ist, so beweist das nur, daß Du nicht mehr zwölfjährig bist. Über die Kinder, äußre und innre, wie über die kleinen Bäume im Walde, geht der Sturm hinweg, der in den Kronen der alten braust und sie beugt und bricht; wenn sie größer werden, wachsen sie in die Sturmschichte hinein, und ihre Wurzeln müssen kräftiger werden, wenn sie nicht untergehen wollen. Unser kleines Annchen scheint auch ins Wachsen zu kommen. Wenn Bäume

im Sturm Risse erleiden, so quillt das Harz wie lindernde Tränen aus ihnen und heilt; wenn sie aber gegen derlei Risse nicht Schutz in eigner Festigkeit, sondern immer wieder das Heilmittel der Harzträne (welcher zufällige Doppelsinn!) suchen, so erschöpfen sie den Quell und trocknen aus. Worte, Worte, Worte wirst Du sagen ..."

— — „Du erinnerst vielleicht, daß ich mich in Zimmerhausen schon über Deinen Mut gewundert habe, mich, den halbfremden, anzunehmen in der Eigenschaft, dans laquelle me voilà; daß Du mich aber so wenig kennst, daß Du mich, den gebornen Verschwender, für geizig hältst, zeigt, daß Du Dich mir in blindem Vertrauen hingegeben hast, in Vertrauen, wie es nur eine Liebe geben kann, für die ich Dir Hände und Füße küsse. Du mein Herz, wie wenig kennst Du die Welt! Warum verklagst Du Deinen letzten Brief so sehr? ich habe nichts darin gefunden, was mir nicht lieb und lieber gewesen wäre. Und wäre es anders, wo solltest Du künftig eine Brust finden, um zu entladen, was die Deine drückt, wenn nicht bei mir? Wer ist mehr verpflichtet und berechtigt, Leiden und Kummer mit Dir zu teilen, Deine Krankheiten, Deine Fehler zu tragen, als ich, der ich mich freiwillig dazu gedrängt habe, ohne durch Bluts- oder andre Pflichten dazu gezwungen zu werden? Du hattest eine Freundin, zu der Du jeder Zeit flüchten konntest, von der Du nie abgewiesen wurdest; vermissest Du die in d i e s e m Sinne, in

dem Bedürfnis? Meine liebe, liebe Johanna, muß ich Dir nochmals sagen, daß ich Dich liebe; sans phrase, daß wir Freud und Leid miteinander teilen sollen, ich Dein Leid, Du das meine, daß wir nicht vereinigt sind, um einander nur zu zeigen und mitzuteilen, was dem andern Freude macht, sondern daß Du Dein Herz zu jeder Zeit bei mir ausschütten darfst, und ich bei Dir, es mag enthalten, was es wolle, daß ich Deinen Kummer, Deine Fehler, Deine Unarten, wenn Du welche hast, tragen muß und will und Dich liebe, wie Du bist, nicht wie Du sein solltest oder könntest? Benutze mich, brauche mich, wozu Du willst, mißhandle mich äußerlich und innerlich, wenn Du Lust hast, ich bin dazu da für Dich, aber „geniere" Dich nie und in keiner Art vor mir, vertraue mir rückhaltslos, in der Überzeugung, daß ich alles, was von Dir kommt, mit inniger Liebe, mit freudiger oder geduldiger, aufnehme. Behalte nicht Deine trüben Gedanken für Dich und blicke mich mit heitrer Stirn und fröhlichen Augen an dabei, sondern teile mir in Wort und Blick mit, was Du im Herzen hast, mag es Segen oder Leid sein. Sei niemals kleinmütig gegen mich, und erscheint Dir etwas in Dir unverständig, sündhaft, niederdrückend, so bedenke, daß all dergleichen in mir tausendmal mehr vorhanden ist, und ich davon viel zu sehr und innig durchdrungen bin, als daß ich dergleichen bei Andern geringschätzig betrachten sollte, bei Dir mein Herz aber anders

als mit Liebe, wenn auch nicht immer mit Duldung, wahrnehmen könnte. Betrachte uns als gegenseitige Beichtväter, als mehr wie das, die wir nach der Schrift „Ein Fleisch“ sein sollen.“ – –

– – „Möchtest Du Dich denn wirklich totweinen, mein Engel? Das darfst Du Deine Eltern allerdings nicht hören lassen; mir aber sage, warum? (Ich bin ein Altmärker, der Gründe wissen will, seit meinem zweiten bis zum 7. Jahr in Pommern erzogen, darum verstehe ich mitunter keinen Spaß) warum willst Du weinen? Weil Du so leichtsinnig gewesen bist Dich zu verloben, weil Deine Eltern und die andern Leute Dich so lieben, weil der Frühling kommt und wir uns bald wiedersehn? Dir fehlt Unglück, mein Engel, oder weil der Herr es Dir nicht schickt, so machst Du Dir welches. Jede menschliche Natur will ihre bestimmte Konsumtion von Kummer und Sorge haben, je nach der Konstitution, und bleiben die reellen aus, so muß die Phantasie welche schaffen, kann sie das nicht, so grämt man sich aus Weltschmerz, aus allgemeiner unverstandener Weinerlichkeit. – –“

– – „Ein Glaube, der dem Gläubigen vor seinen irdischen Brüdern sich abzusondern gestattet, so daß er sich mit einer vermeinten isolierten Beziehung zu dem Herr allein, in reiner Beschaulichkeit genügen läßt, ist ein toter Glaube, was ich, wenn ich nicht irre, in einem frühern Briefe als Quietismus (von quiës, die Ruhe) bezeichnete,

ein, meines Erachtens irriger Weg, auf den der Pietismus leicht und häufig führt, besonders bei Frauen. Ich meinte damit, mit dem Absondern, durchaus nicht den geistlichen Hochmut, der sich heiliger dünkt als Andre, sondern ich möchte sagen das stillsitzende Harren auf den Tag des Herrn, in Glaube und Hoffnung, aber ohne das was mir die rechte Liebe scheint. Wo die ist, da ist auch glaub' ich das Bedürfnis sich in Freundschaft oder durch andre Bande einem der sichtbaren Wesen enger anzuschließen, als blos durch die Bande der allgemeinen christlichen Liebe. Jesus selbst hatte einen Jünger, welchen er „lieb hatte", d. h. noch inniger und in andrer Art, als nach dem Worte „liebet Euch untereinander", denn daß Du dieses letztre Gebot bei dem caring for nobody nicht ausschließen willst, weiß ich wohl, aber Du sollst mehr tun, Du sollst Seelen haben, die Dir näher stehn als andre, auch wenn Du einst ohne mich leben solltest, was übrigens trotz Deiner trüben Ahnungen von Nicht-Wiedersehn, so bald wohl nicht geschehen wird; indessen fatta sia la Tua voluntà" — „Dein Wille geschehe" — und käme es so, so denk daran mein Herz. Ich kämpfe grundsätzlich in mir gegen jede düstre Ansicht der Zukunft, wenn ich ihrer auch nicht immer Herr werde; ich bemühe mich zu hoffen, unter allen Umständen das Beste, immer natürlich mit obigen italienischen Worten des Vaterunser als Grundgedanken. Das Leiden macht sich bei seinem Eintritt zeitig genug fühl-

bar, ich will es nicht durch Furcht noch vorwegnehmen.“ – –

Die zweite Hälfte des März und fast den ganzen April 1847 ist er dann bei ihr, nachdem die Eis- und Hochwassersorgen an der Elbe erledigt sind. Und viele andere schmelzen in diesen Reinfelder Tagen hinweg, wenn auch der Frühling zögert, so daß sie noch Schlitten fahren und Schlittschuh laufen. Als er abreist, da dürfen zum erstenmal Töne wie „unsere Mutter“ auftreten. Die Scheu auf Seite der Eltern vor ihm wie vor etwas unheimlich Gewaltsamem hat sich in das Bestreben gemildert, dem starken Einnistling möglichst auf seine Art wohlzutun, wobei zwar die gute Mutter mit dem vielen, ausgesucht starken Rheinwein, den sie ihm zu wahllosen Tageszeiten zumutet, etwas beschwerlich vorbeitrifft, doch unbeschadet des eintretenden Zustandes einer behaglich schönen, allseitigen und restlosen Zufriedenheit, wie er sie seit vielen Jahren nicht gekannt. Jeanne – „la sage“.

Im Mai, nach seiner Heimkehr, kam an ihn die Pflicht heran, an dem Vereinigten Landtag teilzunehmen, diesem erstmaligen preußischen Versuchsparlament, das König Friedrich Wilhelm IV. nach Berlin einberufen hatte. Es kam ihm unvermutet; er wäre an sich allerdings voller Lust und Betätigungsdrang gewesen, dabei zu sein, aber er sollte zuerst nur Stellvertreter zum etwaigen Ersatz für den betreffenden Vertreter seiner Provinz sein und hatte sich philosophisch

dabei beruhigt, daß, wenn der König somit einen eifrigen aktiven Verfechter der königlichen Autorität weniger im Landtag habe, dafür dieser in größerer Ruhe glücklich mit seiner Braut sein und eher zu ihr nach Reinfeld zurückkehren könne. Nun regte es ihn doch mächtig auf, mehr als er je direkt gestanden hat, daß er, zum tatsächlichen Ersatz, in die Zahl der neuen Politiker Preußens, der erstmaligen Parlamentarier des Staates – und man muß sich vorstellen, was dies damals noch bedeutet! –, berufen wurde. Aber für Johanna, das wußte er, war es nicht leicht: dieses willige Hinwegsteuern von ihm aus der innigen Weltabgeschlossenheit ihrer Liebe, die Bestätigung auch der alten Cousinenmeinung, daß dieser Herr von Bismarck doch immer mit gar zu viel anderen Dingen als mit seiner Wirtschaft beschäftigt sein müsse. Sehr vornehm war es zwar wieder; nur Johanna war es von diesem Standpunkt ganz egal. Und auch den machtvollen Altruismus, der ihn trieb, mußte er sie doch erst verstehen machen.

* * *

Wir haben hier nun schon über die Bestimmung zu sprechen, die das Schicksal gerade über dieses von dem Geräuschvollen und Allzuvielen mit besonderer Scheu und Ablehnung hinweggekehrten, stillen, frommen und poetischen Mädchens Lebensgang verhängt hat. Er hob sie auf und trug sie mit sich und schützte ihr doch das

Ihrige; und so, wie er das anzupacken wußte, hat sie sich denn tragen lassen. Vor allem deshalb, weil sie das bald so ganz fest und sicher wußte: es war ihm immer nur die Pflicht, der er folgte, und auch so, wäre absolute Entscheidung zwischen jener und ihr notwendig gewesen, so hätte er ohne eine Sekunde zu zögern sich zu ihr gestellt, um bei ihr allein zu sein. Eines blieb ihr immer, durch ihn; vor aller Politik besaß sie ihn, und sollte das täglich wissen, sollte es unmittelbar und sehr deutlich durch ihn selbst empfinden. Bei ihr stand es, sie hatte zu erlauben, was geschah, zu „verzeihen", was in der Raschheit des Entschlusses geschehen war. Sie ist zeitlebens keine Politikerin geworden, ist immer in diesen Dingen naiv, oft kindlich, auf individuellste frauliche und ehefrauliche oder mütterliche Empfindungen begrenzt geblieben. Aber ebenso zeitlebens auch hat er sie behandelt und orientiert, als wenn sie alles ungefähr wie er verstehe: damit es kein Drittes, Fremdes, Sonderndes und Scheidendes werde. Und dann ist es doch nicht bloß herzenskluge Absicht, ist auch wieder Unwillkürlichkeit. Nichts ohne sie, alles mit ihr. Sie war von Hause aus herzlich wenig disponiert, sich um diese nun so früh in der Brautzeit plötzlich auftauchenden Interessen und Geschäfte zu kümmern, und lächelnd beobachten wir oft, wie er ihr die allerelementarsten Fragen noch wieder beantworten muß oder ihnen im voraus vorbeugt, nachdem er ihr doch schon eine Fülle von detail-



Geburtshaus der Fürstin in Viartlum.
Aufnahme von Hellmut Dally aus dem Jahre 1901.



lierten Gedankengängen oder Mitteilungen geschrieben hat, die heute für unsere Historiker den Wert der großen Geschichtsquellen haben. Dies geschieht ferner auch darum, weil er auch hier wieder die Dinge bei sich selbst am gefühlssichersten in der Form durchlebt, daß er sie ihr erzählt, sie momentphotographiert für sein alter ego, für sein „better half of myself“ als Anschauungsbilder und Rechenschaft. Es ist viel Selbstpädagogik der Klarheit, Richtigkeit und des unbedingt guten Gewissens in diesen Mitteilungen zu ihr hin.

Äußerlich freilich zerrt es die Beiden ja viel auseinander, verkürzt oder unterbricht schon ihr örtliches Beisammensein, von der Brautzeit an, bis er endlich als Minister in Berlin zum unerwartet dauerhaften Wohnsitz gelangt. Ihr fällt damit freilich ein anderes Geschenk zu. Sie ist das Kind von Eltern, deren ein und alles in der irdischen Welt sie ist; die an sich zwar liebevoll und die auch weise und genügend mit 1. Mose, Kap. 2 und 3 vertraut sind, um zu wissen, daß Eltern ihrer Kinder Lebensweg nicht erschweren sollen, indem sie sich allzu fühlbar an sie hängen, wenn sie sie einmal hergegeben haben; aber die sich diese Weisheit doch manches Mal erst wieder neu abringen müssen – oder abringen lassen müssen von dem starken Schwiegersohn – und die so unendlich glücklich sind, die Tochter noch wieder bei sich zu haben. So ist denn noch die Frau von Bismarck die langen Monate vieler

Jahre im elterlichen Reinfeld gewesen, dieses bleibt immer der stille Strand, wohin dieselbe Welle zurückebbend sie trägt, die soeben ihn in neue bewegte Fluten hinausgerissen hat. Damit trägt sie es wenigstens leichter und hat Ersatz. Nur er nicht. Diese Trennungen in ihrer Andauer sind ihn immer furchtbar schwer angekommen. Sie stellen, mitten bei allen für den Gang unserer Geschichte bedeutsamen Vollbringungen durch ihn, die Zeiten eines in Sehnen und Ungeduld ertragenen persönlichen Entbehrens dar; schwerer noch zumal durch die stets wache, zarteste Besorgnis um sie, durch die Unmöglichkeit, bei ihren übersteigernden Ängsten, den fast andauernden Krankheiten der Kinder, bei ihrem Hang zur Selbstverzehrung in Sorgen und Pflege rasch beruhigend oder abhelfend einzuschreiten, durch das Erschrecken, das qualvolle Gepeinigtsein von Vorstellungen und Phantasien, was alles sein könne, sobald die Briefe ungewöhnlich sich verspäten. Der Mensch ist einmal Einheit in all seiner Kraft; der Mann, der aus solcher Wucht des Willens, des starken, guten Bestrebens und richtigen Fühlens handelt, er kann auch, wenn er sich sorgt oder ängstigt, kein leicht begütigter Schwächling, kann auch darin nur über den Maßstab sein. Mehr als einmal erleben wir das mit ihm, die steigende Sorge und Ratlosigkeit durch ausbleibende Briefe, die hilflose Abängstigung in schwebender Nachrichtenkrise – Telegraphen gibt es ja zunächst noch nicht, und jede

Frage von Schönhausen nach Reinfeld braucht an sich sechs Tage bis zur Ankunft der umgehenden Antwort. Aber für uns, die eben nur durch die vielen Trennungen all diese Briefe haben dürfen, tun sich gerade in diesen Stunden der Angst und harrenden Verzweiflung um Weib und Kind die tiefsten Einblicke auf, nicht bloß in seine Liebe, die ja barometrisch durch nichts mehr hinaufgedrückt werden könnte, sondern auch in deren Formensprache, ihre unendlich anziehende Mischung aus Leidenschaftlichkeit und Rücksicht, aus Anspruch und rührender Schonungsbedachtheit.

Schon wie er ihr anzeigt, daß er jenes Landtagsmandat pflichtmäßig übernommen hat, ist typisch für manche Briefe, die später ähnlich zu schreiben sind. Ausführlich breitet er die Sachlage aus, klar und ruhig, ernstlich und aufrichtig. Die Gründe, und weshalb sie zwingend sind. Nie in irgendeiner großen oder kleinen Sache, und mag es sich um eine zu entlassende Mamsell handeln, hat er sie mit halben Mitteilungen abgespeist. Sie ist die Instanz, nicht um über ihm, aber mit ihm zu beschließen, den Entschluß wie einen eigenen mitzubesitzen. Und aus dem genauen, richtigen Wissen wird sie das Richtige, das Unerläßliche sehen. Nicht überrumpeln, auch nicht bloß überreden will er: überzeugen, zu eigen machen. Und während er sie jedesmal wieder überzeugt, jedesmal im Gedanken leicht, im Gefühl oft überschwer, ihr Nachgeben, Zustimmen erringt, stellt sich dann

noch außerdem bei ihm, genau wie in den Religionsantworten, das feine, noble Gewissensbedenken ein, ob er denn auch alles, ob er nicht bloß das Kluge, das allzu Sachliche gesagt habe. Daher dann diese zusatzhaften Schlüsse der langen Darlegungen, die sogar etwas wehtuend herauskommen können, um nur um alles nicht feige und unwahr zu sein: schließlich, ich wollt's ja auch! So der Brief von 1847: „Es klingt etwas hypokrite, wenn ich von meinem Schmerz über den Gedanken unsrer verlängerten Trennung spreche, da ich es genau genommen in der Gewalt hatte, den Landtag laufen zu lassen."

Der Landtag, der ihn zu dem geschichtlichen Manne zu machen beginnt. Ein paar Tage später würde er ein Wort wie laufen lassen nicht mehr in die Feder zwingen. Eine Pflicht „vor Gott und Menschen" hat mit Bewußtsein ihre Wege erkannt. Seine Briefe füllen sich mit der Erregung des von der aktiven Politik, von den öffentlich gewordenen Angelegenheiten des Staates mit all seiner Sachlichkeit und seinem Temperament gepackten, noch von sich selbst nicht erkannten Giganten. Und nebenher geht die Sorge um die Braut und durchschlingt sich, wechselseitig steigernd, mit der wachsenden politischen Leidenschaft und Vorahnung unübersehbarer staatlicher Krisen.

Denn in dieser ganzen Zeit kränkelt sie, wird recht ordentlich krank, ohne daß man zu rechter Klarheit kommt, was es ist. In allen

jüngeren Jahren hat sie an ihren empfindlichen Augen – den „armen, armen Augen“ – laboriert, immer hat das Kränkeln und Kranksein, ihres oder, solange sie klein waren, der Kinder, und dazu dann ihr fanatisches Aufopfern ihrer zarten Kräfte mit dieser Ehe im Hause gewohnt und hat sie doch nur liebevoller, inniger noch gemacht. Freilich zunächst bringt es dem abwesenden Bräutigam auch neue kleine Kämpfe, und natürlich wieder einmal aus dem altbekannten einen Punkt. Beten, keinen vernünftigen Arzt fragen und dazwischen mit Mitteln eingreifen, die Anderen einmal bei irgend etwas anderem geholfen haben, das geht nicht, wenn man richtig krank ist. „Gottes Hilfe entscheidet allerdings, aber grade er hat uns die Arznei und den Arzt gegeben, damit durch sie uns seine Hilfe zukomme, und diese in der Gestalt ablehnen, heißt ihn versuchen.“ Sie braucht und soll nicht lange Briefe schreiben, aber dafür oft ein paar Zeilen, wie's geht; „die Worte sind zwischen uns entbehrlich, sie können nichts bessern und nichts mindern, seit unsre Herzen sich Aug' in Auge bis auf den Grund sehn; wenn auch hier und da hinter einer Falte Neues zum Vorschein kommt, Fremdes ist es nicht“.

Von Anfang war die Hochzeit ungefähr auf den Juli verabredet worden. Ganz still sollte sie stattfinden, woran Bismarck reichlich so viel gelegen war, als den Eltern selber, zumal bei einem Kränkeln der Frau von Puttkamer, das

man damals sorgenvoller nehmen mußte, als zum Glück nötig war. Jetzt, wie Johanna auch krank war, wie er sich um die Behandlung ängstigte, wie ihm ihre selbstquälerischen Briefe weh taten: er werde ein unausstehliches, schwermütiges, nervenkrankes Geschöpf bekommen, da schoß es ihm wohl durch den Kopf, sie mitten in der Krankheit als ihr rasch angetrauter Mann abzuholen und, solange noch der Landtag dauerte, in Berlin mit ihr zu wohnen. Das schien natürlich abenteuerlich und unmöglich; aber als man – Johanna mit – ihres sich hinziehenden schlechten Befindens wegen den angesetzten Hochzeitstermin hinausziehen wollte, da protestierte er in dieser Sache kurz und kräftig.

„Mein liebes Herz, ein solcher Trübsinn, wie sich darin ausspricht, ist fast mehr als Ergebung in Gottes Willen; in diesem kann es meiner Ansicht nach nicht liegen, daß Du Dich so von der Hoffnung, ich möchte sagen von dem Wunsch lösest, besser zu werden, leiblich, und hier auf Erden Gottes Segen zu erleben, solange es nach seiner Fügung sein kann. Du meinst es auch wohl nicht so ernst, wenn Du in a fit of melancholy sagst, Dich interessiere eigentlich gar nichts, und Du grämest und freuest Dich nicht. Das schmeckt mehr nach Byron als nach Christentum. Du bist so oft krank in Deinem Leben gewesen und bist gesund geworden, hast frohe und trübe Stunden nachher erlebt, und der alte Gott, der Dir damals half, lebt auch jetzt noch. Dein

Brief weckte mir lebhafter als je die Sehnsucht bei Dir zu sein, Dich zu eien und Dir zuzusprechen; ich hoffe die Zeit wird auch nicht fern sein . . .“ „Mit Deiner Meinung wegen des July bin ich nicht einverstanden, und ich bitte auch Dich dringend, gegen die Eltern mir in diesem Punkte beizustehn. Du kannst als Frau ebensogut krank sein, wie als Braut, und wirst es später oft genug sein, warum nicht ebensogut zu Anfang. Ich werde doch, so oft ich nicht dringende Geschäfte habe, bei Dir sein, mögen wir also hier oder in Reinfeld zusammen sein, das ändert in der Sache nichts; wir wollen ja nicht bloß für gute Tage heiraten; es scheint mir ein ganz frivoles Hindernis, Dein Unwohlsein.“

Freilich, in noch manchem Briefwort von ihr klingt es wie „kranke Lieder“. Frisch, reich, voll Inhalt gehen die seinen zurück: der Landtag, die Torheit dieser Politiker, ihre Kindereien; Königsfest, Wasserkorso in Potsdam. „Gegeben im Schloß zu Berlin“ (nämlich im Landtag), wie einen Studenten vergnügt ihn das doch, daß sie das über dem Brief ihres Herzliebsten liest; der König und die Königin haben ihn ordentlich verzogen . . . Sie nimmt nicht allzuviel Notiz, aber es reißt sie doch heraus, bewirkt ein eigenartiges Reagieren, der Ton ihrer Briefe wird besser, eine gesundere Neigung zum Ärger stellt sich ein, nicht allein mehr diese „weiche, welke, geknickte Melancholie“. „Es klang beinahe wie

Dein verdrießliches Na—a!, was mich immer so amüsiert." Es ist doch so, hat schon immer durchgeblickt: ist sie nur erst bei ihm, so ist alles gut. Die Geschäfte, der politische Spott und Verdruß wirbeln in ihm, aber er ist angeregt und so doch vergnügt; Sammetrock, wallende Straußenfeder, Jean Paul – alles wirbelt mit und geht unter in Politik und Parteiwut; so sagt er, es ist aber auch zu gewissem Grade so. Sonst wäre nicht möglich, daß er brühwarm einen momentansten Einfall im Brief zu ihr hinüberkabelt: Gerlach, Thadden und andere bekannte und befreundete Konservative wollen, beinahe in der Art des jungen liberalen Parlamentarierhochgefühls, eine halb politische oder kirchenpolitische Rekognoszierungsreise nach Bayern, Süddeutschland, der Schweiz usw. machen: ob Bismarck und Johanna sich auf der Hochzeitsreise nicht wenigstens teilweise anschließen wollen; aber, wie er gleich zusetzt, das findet sich. Nun ist ja vor allen Dingen der Landtag aus, nun noch ein paar notwendige Tage Schönhausen, dann zu ihr! Am 8., spätestens 9. Juli wird er bei ihr sein. Am 4. sind sie in Schönhausen zum erstenmal von der Kanzel aufgeboten worden. „Ist Dir das nicht wunderbar?" Bald kein „Bräutigam" mehr – „I hate the expression", er hat sie tatsächlich nie von sich gebraucht. Aber er hat auch nie so landläufig schlechthin „Braut" gesagt. Da gibt es diese ganz feinen Zurückhaltungen, diesen feinen Nichtgebrauch, der

so zärtlich und so stolz, so persönlich sich unterscheidend ist, ähnlich wie nicht bloß in diesem Fall der Geliebteste der Geliebtesten so oft ihren Namen, den ihr die Andern geben, nicht leicht zu sagen vermag, sondern nur, wenn er sehr ernst wird oder sonst zu Dritten von ihr.

Am 28. Juli stehen die Zwei vor dem Altar der Kirche von Altkolziglow, wo Reinfeld eingepfarrt ist, und Pastor Sauer segnet sie ein. Von da geht es nach Schönhausen. Zwei gute, ganz erholende, glückselige Wochen. Und ein Momentchen daraus haben auch wir, aus späterer Erinnerung, die es im Brief erwähnt: wie sie still auf der Bank vor der Gartenstube sitzen, abends um die Zeit, wenn die Fledermäuse durch das Sommerdämmern fliegen.

Dann, so klug und schön, wie es nur nicht Alle sich machen können, geht es erst nach dieser ruhevollen Frist in der ganz eigenen Heimat, am 10. August, auf die Hochzeitsreise: die nie in all ihren Einzelheiten vergessene, in Briefen und Beschreibungen der späten Jahrzehnte noch mit erstaunlichem Gedächtnis für das Kleinste wiederkehrende.

Über Prag nach Wien, mit Schönbrunn, Laxenburg und Baden, von wo besonders das Helenental in der Erinnerung bleibt. 1852 wieder in Schönbrunn, gedachte Bismarck „an unsere abenteuerliche Mondschein-Expedition beim Anblick der himmelhohen Hecken und der weißen Statuen in den grünen Nischen, besah mir auch

das heimliche Gärtchen, in das wir zuerst gerieten, was sehr verbotener Grund ist, so daß die Jäger-schildwache, die schon damals dort stand, sogar das Hineinsehen verbietet". In Wien wohnten sie im „Lamm", mit dem Café davor; und bei einem Ausgang von dort in der Stadt wurde zum erstenmal gemault, um was, wußte er später nicht mehr, „aber gewiß durch meine Schuld".

Dann, zum Teil auf der Donau mit dem Dampfer, nach Linz, von da Gmunden, Traunsee, Ischl, Hallstädter See, dann Salzburg, wo sie auch auf den Schafberg mit seinen 1780 Metern ü. d. M. steigen, was Johanna, wie gewöhnlich die Frauen, leichter als er in den ungewohnten Muskeln verwindet. Hier schreibt auch er einmal an die Eltern, nicht ohne den Anlaß, daß sie gefragt haben, wie viel die Reise, die ja sicher sehr schön sei, denn koste. Darüber gibt er Auskunft. Die Hauptsache habe ja sonst Johanna erzählt, während er noch im vom Schafberg herrührenden „Schlummer" („Ich denke, er könnte es dreist Schlaf nennen!!" schreibt sie an den Rand) gelegen habe; Johanna guckt ihm in den Brief und „tanzt vor Verwunderung, daß ich meine Mutter ‚Du' nenne; was ist dabei zu wundern?"

Sehr anziehend ist das Verhältnis von ihm und ihren Eltern. Natürlich ist es lange Zeit kein ungezwungenes. Unzähliges möchte seinen Widerspruch reizen; dabei steht man immer auf beiden Seiten sehr deutlich unter dem Gefühl,

daß er ihr Liebstes, Bestes aus diesem nur sich allein lebenden Hause weggeholt hat. Um ein Brückenschlagen über Klüfte ist man von beiden Seiten freundlich und vornehm bemüht; bisweilen springt ein Riß in die Brücken – gefährlich insofern auch bei Johanna, weil dann plötzlich all die zurückgedrängten Punkte als schwere Belastungsproben sich hinzugesellen. Da muß er dann wohl mahnen, wie sie und er nun einmal zusammengehören, nach ihrer Liebe und bald auch ihrem Wort vor Gottes Altar, und daß sie dazwischen, aber auch von „Niemand“, ein noch so feines Messerchen schieben lassen darf. Seit der Hochzeit gleicht doch der viele und enge Verkehr – da ja die Schwiegersöhne immer erst als Gatten, nicht schon als Bräutigam der Tochter, mehr Sinn und Zeit für die Schwiegereltern haben – jenes alles herzlicher aus. Die lange geschonten Distanzen schwinden weg, aus dem Respekt wird eine traulich gemütliche, herzliche Liebe, ja für Bismarck noch ein später Ersatz für die eigenen Eltern, die er allzuwenig gehabt hat. Die beiden Eltern – „Väterchen“ und „Mutschchen“ – sind oftmals lange Wochen mit in Schönhausen, nachmals in Frankfurt und Berlin, besonders da die Mutter sich die Wochenbettpflege nicht nehmen läßt und dies offenbar auch ihm erwünscht ist; so bildet sich ein inniger und herzlicher, durch nichts mehr schattierter Bund, eine Viereinheit dieser sich liebenden Menschen. Und über den Lebensabend der „guten Altchen“, die

sich nie um die Ehren dieser Welt gekümmert haben, strahlt noch wie eine sie nicht gerade blendende, aber wohltuende und erfreuende, Gottes Lohn für die Redlichen aufs neue bewährende Sonne ihres großen Tochtermannes sieghafte Laufbahn, wärmer aber noch, vergleichlos schön, Johannas grenzenloses Glück durch ihren Mann.

Etwas nach dreijähriger Ehe darf Bismarck schon einmal an dieses werdende Verhältnis, in einem schönen Brief an die Mutter, rühren. Dieser bedarf keines Kommentars, als höchstens dessen, daß der Schreibende nicht etwa ihretwegen in der Weise, wie es geschieht, Gott hineinzieht. Es ist genau der Ton, der ihm in diesen Jahren auch gegen Johanna natürlich geworden ist und der in seiner Seele wohnt, zu dessen Bekenner als Christ er sich ebenso nachdrücklich im preußischen Landtag und sonst in den Kämpfen der Öffentlichkeit gemacht hat. Die Jahre 1846 und 1847 haben sein Leben, sein Tun und Glück in Gottes Hand gestellt und er hat erfahren, was ihm das gewesen ist. Dogmen braucht er nicht, um lutherische Prediger und Kirchen kümmert er sich eine Reihe von Jahren Johanna zuliebe, doch ohne mit seinem Maß von Eifer irgend an die Grenze des Beflissenen streifen zu können; und schließlich hat er sie nicht nötig, denkt allenfalls: Pastore haben auch manchmal recht, wie er später scherzend zu einem Geistlichen bei Gelegenheit gesagt hat. Aber Gott braucht

er allerdings, ohne Namen und Gestalt noch ergrübeln zu wollen; er sieht unwillkürlich die Lebensauffassung seiner Bekannten auf ihr Verhältnis zur Religion hin an und erkennt, wie viel beruhigter und glücklicher, freudiger die seine geworden ist. Auch der Glaube an das siegende Gute, also im letzten Sinne an die positive Entwicklung und die Veredlung der Menschheit – „Gott und bessere Zukunft“ verbindet er einmal – das verwindende Ausharren in dieser Überzeugung ist es, was ihm mit seinem Demütigwerden als Christ nun gegeben worden ist. Und dieser Standpunkt hat höchstens in der täglichen Gegenwärtigkeit und in der Formulierung des Ausdrucks wieder variiert. Sein Glück und der Rückblick auf die Jahre bis dahin haben ihn so gemacht, auf sein Leben vorher, das, wenn er schonungslos über es nachdachte, zur Nutzlosigkeit und Verachtung des Seins resultierte. Seine Standhaftigkeit und sein Durchhalten als Minister in den überschweren Kämpfen bis 1866, seinen Mut in den großen Entscheidungen bis 1870 hat er mehr als einmal bekenntnisfreudig zurückgeführt auf seine Fähigkeit zur Unterwerfung unter eine stärkere, höher gerechte Macht, „die weder willkürlich noch launenhaft ist“. Gewiß, vieles hat er Johanna zuliebe getan oder gerade so ausgedrückt, und weil er's einmal tat und ihr zuliebe, tat er's auch ehrlich und hätte sich geschämt es anders zu tun. Aber er braucht uns nicht sonderlich durch Gehorsam zu

rühren, wenn er abends sein Neues Testament am Bett hat und sachte und langsam vor dem Einschlafen seine Epistel liest, und wenn's nur ein Spruch ist, oder wenn er an die Gattin schreibt, nun hat er Petri aus. „nach ihrem Rat", und will Ebräer anfangen. – Dieser Leser, so wie er mit dem Buche lebt, das er bisher noch nicht vernünftig gekannt hat, kommt schon auf seine volle Rechnung, und wenn er nicht mit kann, so sagt er das Johanna auch; Römer 12, „speisen wollte ich meinen Feind schon, wenn ihn hungert, aber ihn segnen – das würde doch sehr äußerlich sein, wenn ich's überhaupt täte! Gott besser's." Welch eine feine Bürgschaft für sein Gottesverhältnis ist das, wie er, kürzlich zum Gesandten in Frankfurt ernannt, in die französisch-reformierte Kirche geht – man möchte auf eigene Verantwortung vermuten, um neben der Orientierung für Johanna zugleich etwas für sich in der Diplomatensprache zu tun – und wie er wieder kommt: nein, so geht es nicht, ich kann nicht mit dem Heiland französisch reden, „es kommt mir undankbar vor". In nicht geringer Zahl sind die großen, vollbringenden Männer der Weltgeschichte Christen der besonderen Art gewesen wie er: stark und geduldig durch ihr Gottvertrauen und eifrig durch Menschentatkraft und persönliche Tapferkeit, den gerechten Willen des Göttlichen auszurichten. Darauf hält er auch im Kleinen im Hause: „Gebet ist freilich besser als Pillen, aber vernachlässige doch nicht

die Menschenhilfe, die Gott bietet!" Er war auch nie ein „Bekehrer" und ließ jedem seine Auffassung, auch wenn er ihn deswegen jammerte. An Johannas persönlichem Christentum hat er kaum gemodelt und geändert, nur sich selber seit den sechziger Jahren von den typisch geprägten frommen Wendungen und Briefschlüssen des ersten Dutzends Ehejahre wieder emanzipiert. Weniger wohl mit Absicht und Bewußtsein, als weil ihn das Leben so gewaltig in Beschlag nahm. Nach 1890 hat er gesagt, nun solle ihn das vergönnte ruhigere Zusammenleben mit seiner Frau auch dem Religiösen wieder näher rücken. Jedoch, daß sie Traktätchen an die Dienerschaft verteile, hat er auch damals nicht geduldet. Es soll keiner aus einer schon anders gestellten Enkelgeneration sich „freidenkerisch" überheben über diesen Mann und über die sprachliche Konvention, welche schließlich Schall und Rauch ist, die er für sein Nichtbegnügtsein in den Plattitüden des Materialismus und für ein, nicht theologisch abhängiges Tieferverlangen und ordnendes Weltbegreifen seiner Seele die richtige fand.

Aber nun endlich jener Brief an die Schwiegermutter, vom Herbst 1850, und danach dann zu der Hochzeitsreise zurück. „... Ich glaube, wir haben auch beide erfahren, daß der Herr uns hilft, die Ecken abzuschleifen, die in jedem sich neu bildenden Verhältnis zwischen Personen, die nicht mehr in dem leicht sich formenden und schmiegenden Alter der ersten Jugend stehn, ab-

geschliffen werden müssen, und Er wird uns auch ferner darin helfen. Wenn es Mißklänge zwischen uns gegeben hat, es war ja doch nur auswendig; wir, die wir uns heut vor vier Jahren doch so gut wie gar nicht kannten und kaum gemeinschaftliche Bekannte hatten, sind uns doch im Laufe der Zeit, durch Krieg und Frieden, und mit immer weniger Krieg und immer mehr Frieden, so nah gerückt, daß ich außer Johanna niemand habe, selbst meine Geschwister nicht, mit dem ich so rückhaltlos und offen meine Sorgen und Freuden teilte, innre wie äußre, und stets einer treuen Teilnahme gewiß bin, auch dann, wenn ich glauben könnte sie verscherzt zu haben; das ist doch mehr, als irgend jemand, dessen Beziehungen ich kennen gelernt habe, von sich und seiner Schwiegermutter sagen kann. Wenn es mir mit Gottes Hülfe gelänge, den jähen Zorn aus meinem Herzen zu bannen und die Unfreundlichkeit zu bemeistern, die zufälliger Verdruß leicht in meinem äußern Wesen zu Tage treten läßt, so würdest Du niemals einen Augenblick haben, in dem Du an meiner tiefen und warmen Liebe zu Dir und an meiner Dankbarkeit zweifeltest; aber nur Gottes Gnade kann aus den 2 Menschen in mir Einen machte, und Sein erlöstes Teil an mir so kräftigen, daß es des Teufels Anteil todtschlägt; kommen muß es endlich, sonst stände es schlimm mit mir. Aber glaube mir, der Mann Gottes in mir liebt Dich innig, wenn Dich der Knecht des Teufels auch anfährt,

und der erstre ist von Dankbarkeit für alle Deine Güte, Treue und Versöhnlichkeit voll, wenn der andre sich auch anstellt wie ein Eiszapfen. Gott wird ja seinem Teil beistehn, daß er Herr im Hause bleibt und der andre sich höchstens auf dem Hausflur zeigen darf, wenn er auch da mitunter thut, als ob er der Wirt wäre." —

In Salzburg war das bisher schöne Reisewetter das dort — und überhaupt am Alpenrand, zumal im August — übliche geworden, trübe und naßkalt. So fuhren sie über den (noch bahnlosen) Brenner nach Italien, nach Venedig. Mehrfach kehren die Berge bei Vicenza als eindrucksvolle Erinnerung wieder, ohne daß sich sagen läßt, ob die schöne Alpenaussicht nach Norden hin oder die dem Reisenden sich einprägenden, vulkanisch isolierten Monti Berici gemeint sind. In Venedig war, wie wir anderweitig wissen, Friedrich Wilhelm IV., sah Bismarck im Theater und befahl ihn sehr gnädig zur Audienz und Tafel. Die venezianischen Tage huschen in den nachdauernden Erinnerungen des jungen Ehepaares etwas schattenhaft vorüber; einmal wird das weiße österreichische Militär dort später erwähnt.

Dann treffen wir sie in der Schweiz. Auf dem Rigi sehen sie den Sonnenuntergang. Die Jahreszeit wird kälter, in Genf wird ein grünes Mäntelchen gekauft. Tage des besonderen Entzückens müssen die von Vevey gewesen sein. Später fahren sie durch das Großherzogtum

Baden; Johanna ist nicht wohl, in Karlsruhe, Heidelberg geht es ihr sehr elend, aber sie sehen doch das Schloß, dessen dichte Efeumassen ihr großen Eindruck machen, und sie sind am Wolfsbrunnen; nach Jahren sitzt er wieder auf demselben Platz und diesmal fehlen die Studenten nicht, die Johanna offenbar vergeblich – wegen der Ferien – zu sehen gewünscht hat. In Mainz wird in der Frühe der Dom erledigt, dann geht's in dem grünen Mäntelchen aufs Schiff; es ist schon Oktober, kalt, regnerisch, und man weiß ja, wie es dann dort aussieht; sie gleiten an Biebrich, am Taunus, der als blaue Schattierung in der zugehängten Luft steht, vorüber, die Stimmung und der Respekt vor dem Rhein werden nicht erheblich. Überdies kommen sie aus so viel stärkeren Eindrücken her, sind sehr lange unterwegs und es ist Zeit für die Seele geworden, nach Hause zu kommen.

Ein paar ruhige, für uns lautlose Monate des jungen Paares, dann fegt der Märzsturm von 1848 durch Europa, und sein Rütteln geht, Ratlosigkeit und Kopflosigkeit im Gefolge, auch durch die Gemächer des Königsschlosses im barrikadenkämpfenden Berlin. Man weiß, wie diese Tage Bismarck zugesetzt haben, der von Schönhausen aus die Furcht, die Wirrnis, die Entschlußlosigkeit an höchster Stelle als Zeitungsleser und Briefempfänger schlucken und stillsitzen muß. Was auch in ihm gären mag von Eingreifen auf eigene, verwegene Faust – ehe der Vereinigte

Landtag anfangs April nochmals ganz kurz einberufen wird, hat er keine Legitimation und keine zwingende Pflicht, von seiner Frau zu gehen. Furchtbar hat ihn am meisten dieses wehrlose Stillhalten von ferne mitgenommen. Wie er erst mitten drin, in Berlin, ist, kann er doch wieder essen und die Lage sieht ihn relativ gelassener an. Immerhin, man weiß ja, wie ihn am 2. April im Landtag ein Weinkrampf in der Rede übermannt um das alte königliche Preußen, und welche leidenschaftlichen Anstrengungen er gemacht hat, die „maßgebenden" Personen zu bewegen, ein mutvolleres, widerstandleistendes preußisches Banner aufpflanzen, weiß ferner, daß er schon damals mit den Absichten und dem Willen der Prinzessin Augusta zusammengestoßen ist. Keudell sieht Bismarck danach im Sommer und erzählt, wie ihn der kummervolle, furchende, gealterte Ernst in dessen Zügen erschreckt hat. Hastig hintereinander, ja zwei an jenem 2. April, fliegen aus diesen Berliner Tagen die Briefe nach Schönhausen: hier ist keine Spur von Gefahr, sei guten Muts, sei vollkommen beruhigt; bitte, beurteile meine Rede nicht nach der Berliner Zeitung, ich werde sehen, daß ich Dir ein Exemplar des richtigen Drucks mitbringe, die Rede hatte die und die Bedeutung und ist so und so zu verstehen. Inzwischen ist zum Glück Frau von Puttkamer aus Reinfeld gekommen und ist bei ihrer Tochter. – In die preußische Nationalversammlung wurde Bismarck, gegen seine Hoff-

nung, nicht gewählt; dafür konnte er mit Johanna im Sommer in das Reinfeld nahe Seebad Stolpmünde gehen, das ihr vertraut war und wo sie noch manchen Sommer wieder, zum Teil mit ihm, gewesen ist.

Sie erwartete in diesem Frühjahr und Sommer 1848 ihr Kind. Auf der Hochzeitsreise war sie fest überzeugt gewesen, ihr werde nicht beschert werden, Mutter zu sein. – Nach der Rückkehr nach Schönhausen warf es Bismarck sogleich wieder mit seiner persönlichen Tätigkeit in die Politik; anstatt ein Mitglied der Nationalversammlung begann er Führer oder doch schon Mitführer auf eigene Faust zu sein. An der Gründung der Kreuzzeitung hatte er Anteil und wurde ihr eifriger Mitarbeiter; im Verein mit Johannas Stiefonkel Hans von Kleist-Retzow, mit ihrem Vater, mit von Below-Hohendorf und anderen Verwandten und Bekannten brachte er das reaktionäre private „Junkerparlament" zusammen, das am 18. und 19. August in Berlin sich zu Besprechungen traf und die „Preußenvereine" in der Monarchie ins Leben rief. – Am 20. spät kam Bismarck nach Schönhausen zurück; am 21. früh war man noch ahnungslos, aber abends um 8 Uhr war ein Töchterlein, also nach etwas mehr als einjähriger Ehe, im Gutshause vorhanden. Es ist Bismarcks einzige Tochter, die spätere Gräfin Rantzau, mit dem Hauptvornamen Marie getauft, wie auch die verstorbene Freundin hieß, der die jungen Eltern des 21. August ihr Eheglück in so

mancher, auch tiefinneren Hinsicht verdankten. Froh erleichtert, im Augenblick noch mehr von Angst erlöst, als stolzbeglückt, was er doch auch ist, berichtet Bismarck, diesmal als in einer Hauptsache von Mann zu Mann, an den neuen Großvater zu Reinfeld alles nähere Ergehen und die sonstige Situation. „Ich bin recht froh, daß das erste eine Tochter ist, aber wenn es auch eine Katze gewesen wäre, so hätte ich doch Gott auf meinen Knien gedankt, in dem Augenblick, wo Johanna davon befreit war; es ist doch eine arge verzweifelte Sache." Die Eltern sollen ihr geplantes Kommen nicht aufschieben, aber auch nicht übereilen, dann würde sich Johanna um die Mutter ängstigen. Johanna ist still und matt, aber auch heiter und beruhigt; am nächsten Morgen findet sie die Nase ihrer Tochter zu dick; „ich finde sie nicht dicker als sie von Rechts wegen sein sollte", und er hat, wie gegen so viele kleine Sorgen- und Nörgelklage, recht bekommen. Die eigentliche Pflege tut Bismarck in den ersten Tagen selber, und dazwischen sitzt er rastlos in politischen Federkämpfen und Plänen am Schreibtisch. Die junge Mutter im Bett hat sich klarzumachen, so gut sie kann, die Gattin eines Mannes geworden zu sein, der nun weiß, in wie viel größeren Dingen, als sie übersehen und gerne haben kann, er nützlich und fast schon notwendig, unentbehrlich geworden sei.

Andererseits mußte auch sie erkennen, daß es

sachliche, ihr von Herzen wichtige Erfolge in der Richtung seines Agierens und durch dieses gab. Der König, dem die Tatsache des Junkerparlaments und dessen Weiterwirken im Lande ersichtlich den Rücken gestärkt hatten, gab weitere verheißende Anzeichen von Mut, die Bismarck im Frühjahr so zornig und schmerzlich vermißt hatte – ja, die er auf der Terrasse von Sanssouci dem König ins Gesicht vermißt hatte. Nun galt es, immer wieder zur Stelle zu sein, um an der Seite des Generals Leopold von Gerlach die königliche Stimmung aufrechtzuerhalten und bis zu Entschlüssen zu bringen. Dauernder war Bismarck in den unruhigen und entscheidungsvollen Novembertagen von Hause weg, in Potsdam, als das neue, von jenem mitbetriebene Ministerium Brandenburg vom König berufen war, die Garnison durch Wrangel nach Berlin zurückgeführt und mit Gewalt die preußische Nationalversammlung aufgelöst wurde. Vom Nähtisch der Königin sendet er Johanna einen Erikazweig, „damit Du nicht eifersüchtig wirst". „Zu Mutterchens Beruhigung war Fräulein Marwitz nicht anwesend" ... denn Johanna, die jetzt so blasse mit den großen Augen, ist es wohl eigentlich nie gewesen, die ihren Mann in Gefahren solcher Art zu erblicken vermag, aber ihre Mutter ist es doch offenbar zuweilen und nicht ganz wenig. Johanna kennt ihn, sie bekommt ja auch diese Briefe, die ein Tagebuch für sie jeder wichtigen oder eindrucksvollen

Minute sind, eine immerwährende Verbundenheit zwischen ihr und ihm, für den sie nun ihrerseits die Zeitung liest, um zu verstehn, mitzumachen und doch auch: um selbständig in ihrer Meinungsbildung zu sein. Wenn ihre Mutter – ich halte diesen inhaltslosen Punkt einmal zur Illustration fest – das nächste Mal wieder von Fräulein von der Marwitz anfangen wird, so weiß Johanna durch Bismarcks kluge Sorgfalt längst, daß die Ärmste an ihre sehr kranke Mutter zu denken hat, die wahrscheinlich sterben wird.

Meine Nanne, Mein Liebstes, Dearest Nan, Mein Engel, Mein Lieb, Angela, Angela mia, – und „Mein liebes Niedchen". Im ersten Jahre der Ehe ist dieses Wort entstanden, bei dem die Etymologie, der sprachliche Zusammenhang mit niedlich, das Nebensächliche ist und viel zu eng wird. Niedchen kann Eigenschaftswort, kann Hauptwort sein, den verschiedensten grammatischen Bedürfnissen gerecht werden. Vor allem aber wird es dem Bedürfnisse nach einem gemeinsamen Worte voll gemütlicher, traulicher, froher Beglücktheit gerecht; von der Wurst, wenn sie von ihr ist und ihren beigelegten Brief durchräuchert, bis zu den Kindern und bis zu Johanna selbst kann alles niedchen, ja sie kann sogar, aber das ist schon etwas für ganz besondere Fälle Aufgehobenes, ein niedchen Niedchen sein. Doch in derlei geziemt sich für uns dann das Innehalten, obwohl von so manchem Niedchen sonst im Einzelnen berichtet werden könnte und so

eigentümlich es uns bewegen mag, von eines Bismarck Strümpfen zu hören und Der, die sie mit ihren immer leidenden Augen nachsieht.

Dann kommt die Wahlkampagne im Februar 1849, seine Wahl in die II. Kammer des neuen Landtags nach der nunmehrigen Verfassung, in das heute bestehende preußische Abgeordnetenhaus. Mitten zwischen dem Umherfahren in den Ortschaften und den Wahlreden werden seine Briefe geschrieben; ihren bekommt er dann wohl in einem kaum stubenhohen Wählersaal, zwischen Qualm, Menschen, Lärm, liest ihn unter einer stinkenden Lampe; in dem Gedränge steigt das heimatliche Bild auf, sie mit Kind und Mutter im lieben, hellen, traulichen Zimmer, „mit kochendem Teewasser und netten Eiern. Es wird doch eine schwere Sache sein, wenn ich gewählt werden sollte.“ Mit knapper Mehrheit gerade noch gewählt zieht der Vertreter des Kreises Zauche-Belzig-Brandenburg in den nunmehr konstitutionellen, also nicht mehr, wie der „Vereinigte“ gewesen war, ständischen Landtag ein.

Man kennt seine Stellung. Preußen muß gerade jetzt in dieser Krise vor allen Dingen das alte historische Preußen bleiben. Nicht im Innern demokratisiert, sodann auch nicht mit Frankfurter Reichs- und Kaiserideen von Volkes Gnaden vermengt. Gegen beide Sorgen reitet dieser scharfe, gereizte Kämpfer ins Feld. Und obendrein noch gegen den „Geheimratsliberalismus“, die Welt seines Mißvergnügens, die

Bureaukratie, deren keinem schärfer als ihm bekannte persönliche Qualitäten – die Ausnahmen in Achtung! – so vieles an der Lage verschuldet haben und die nun im Handumdrehen, durch unbesehen unorganische Aneignung englischer und französischer politischer Gebrauchsideen, aus ihrer auf allen Straßen ausgeschrienen Rückständigkeit phönixgleich hervorzutauchen strebt.

Es ist doch wohl, inmitten der Fortdauer der deutschen Umwandlungsstürme, die erregteste Zeit, die er überhaupt in seinem politischen Leben durchgemacht hat. Keine eigene Verantwortlichkeit, auch wo man sie beständig durch mindere Einsicht und fremde Böswilligkeit gefährdet weiß, erregt doch so, als die fast hilflos gebundene Sorge, daß nur, im Wirbel aller Möglichkeiten und Unmöglichkeiten, von den Verantwortlichen das brennend Notwendige geschehe und das absolut Schädliche – immer aus dem starken subjektiven Dafürhalten gesprochen – nicht begangen werde. Hier der Abgeordnete, der keine Minute seiner Betätigungsmöglichkeiten, über das Mandat hinweg, versäumt, der bitter und schroff seine so seltsam gar nicht landläufigen, nicht schon vorher irgendwo gelesenen, unparierbaren, beißend originalen und überlegenen Widerlegungen allem entgegenwirft, was in der preußischen und in der deutschen öffentlichen Meinung liberal und national hoffend, großherzig wünschend, dogmenbegeistert und optimistisch ist: bald der „bestgehaßte", der am giftigsten oder plump un-

sinnigsten verleumdete Mann in Preußen und Deutschland, der pfäffisch verblödete, nach mittelalterlicher Barbarei und russischer Knute dürstende Junker. Dort, in Schönhausen, die Frau, die sich mit den Launen ihrer Amme und dem Befinden ihres Kindes abängstigt.

Das Kind ist auch wirklich recht krank; überhaupt, gleich im voraus gesagt – es soll nichts Besserwissendes darin enthalten sein, aber es ist doch so und kommt in Betracht –, Johanna ist einmal eine von den Frauen, deren Kinder fast immer in Behandlung sind und wo es nur die Intermezzi sind, wenn einmal im Hause nicht gedoktert oder wenigstens geängstigt wird. Und wenn auch die Mutter jetzt bei ihr ist, er ist nun doch geworden, was er erst werden mußte, der rechte, sichere und beste, unentbehrliche Rater und Beruhiger für sie. Er aber mitten im politischen Berlin sehnt sich nach ihr, nach dem halbjährigen Kindchen, das er in seinen Briefen grüßen läßt, er will, muß sie bei sich haben. Es ist die einzige Lösung, auch in so vielem anderen noch; schon damit die Anfeindungen und Ausstreuungen der Zeitungen nicht ohne seinen Beistand an sie kommen und sie nicht diese unnötigen Aufregungen und Zweifelgedanken hat. Freilich ein Quartier finden, das nicht seine Schattenseiten für sie hat! Endlich wählt er die Wohnung Ecke der Wilhelmstraße, wo die Behrenstraße anstößt. Dann berichtet er: „Wir haben nun endlich“ – in Teilung mit Arnims – „ein

Quartier genommen." Aufs genaueste beschreibt er, zeichnet den Plan auf, macht alles einleuchtend, man fühlt mit: ja, das ist das Beste so, ihre Wünsche werden gerade auf diese Weise erfüllt. Dann, nach dieser Einleitung, kommt das Geständnis: es ist das von ihr „gefürchtete" Quartier so und so. Da beunruhigt es nicht mehr. Überhaupt: das wäre eine biographisch-psychologische Doktorarbeit für sich, herauszurechnen, wie viel der Diplomat Bismarck und jene neue Methode der Diplomatie, für die er vorbildlich geworden ist, nämlich mit rechtlich offenem Sinne klug zu sein und Vorbedacht mit Aufrichtigkeit zu vermählen, der Seminarübung der eigenen Ehe zu verdanken gehabt mag.

Keudell arbeitete damals am Kammergericht. Er wollte den so rasch berühmt gewordenen und überbeschäftigten Abgeordneten nicht ohne weiteres und seinerseits aufsuchen, obwohl er dann auch die Gattin bei ihm wußte. Aber Bismarck kam zu ihm, und er bekam seinen regelmäßigen Abend. Ein Pianino stand in Frau von Bismarcks Zimmer, aber die politische Stimmung läßt damals kein völliges, ausruhendes Wegflüchten von ihr zu. Ja, wenn eine Art Harmonie mit ihr verspürt wird, wenn Keudell leidenschaftliche, stürmende Weisen spielt, das ist erwünscht; was aber heiter oder lyrisch ist, ist für Bismarck „vormärzlich" und wird ihm von den Wogen der Zeiterregungen hinweggespült.

Der Landtag wurde übrigens schon Ende

April 1849 aufgelöst; nach einem Berliner Monat konnte Frau von Bismarck mit ihrem Manne wieder in Schönhausen sein. Später begleitete er sie nach Reinfeld, mußte aber noch im Juli wegen der neuen Wahlkampagne heim. Sie trägt ihr zweites Kind unter dem Herzen, Herbert. Ein Vierteljahr bleiben sie nun wieder getrennt, länger als beide gedacht, und seine Ungeduld beginnt im September sich fordernder geltend zu machen. Wir aber haben die Briefe.

Schön und reich sind sie, wie in der Verlobtenzeit. Freilich auch sehr ernst. Der sie schreibt, der treibt das Abgeordneter-sein wahrlich nicht aus Eitelkeit und Zeitvertreib oder auch aus Ehrgeiz (obwohl er immer weiß: es ist gut, wenn er an die Staatsgeschäfte gelangt). Sondern er treibt sie als eine bitter mit seinem unmittelbaren Familiengefühl bezahlte und bitter mit Verkennung von mehr als einer Seite gelohnte Gewissenspflicht, die ihm jetzt im Stich zu lassen Fahnenflucht und mehr, Versündigung, erschiene. Und doch auch die Ehe selbst hat zu diesem Ernst beigetragen, der nur die gereifte Selbstveredelung der besten männlichen Werte bezeichnet.

Aber im übrigen wieder die alte Fülle, die von keinem Werke der Dichtung schöner erreichte seelische Nähe und bildnerische Plastik des Miteinanderlebens durch das briefliche Wort. Wie es in Schönhausen aussieht, wenn er da nun so allein sitzt. „Die Bäume standen so still und hoch neben mir, die Luft voll Lindenblüthe, im

Garten schlug eine Wachtel und lockten Rebhühner, und hinten über Arneburg lag der letzte blaß-rothe Saum des Sonnenuntergangs. Ich war recht von Dank gegen Gott erfüllt, und vor meine Seele trat das ruhige Glück einer von Liebe erfüllten Häuslichkeit, ein stiller Hafen, in den von den Stürmen des Weltmeers wohl ein Windstoß dringt, der die Oberfläche kräuselt, aber dessen warme Tiefen klar und ruhig bleiben, so lange das Kreuz des Herrn sich in ihnen spiegelt; mag auch das Spiegelbild oft matt und entstellt zurückstrahlen, Gott kennt sein Zeichen doch. Danke auch Du ihm mein Engel, gedenke des vielen Guten, was er an uns gethan, des vielen Übels, vor dem er uns bewahrt, und halte das mit festem Vertrauen auf Seine starke Hand den bösen Geistern entgegen, wenn sie Deine kranke Phantasie mit allerhand Gebilden der Angst zu schrecken suchen."

Oder aus Berlin. „Gestern war weiches warmes Herbstwetter, und ich habe einen langen Spaziergang im Thiergarten gemacht, dieselben einsamen Wege, die wir beide zu wandeln pflegten, ich saß auch auf unsrer Bank an dem Schwanen-teiche; die jungen Schwäne, die damals noch auf dem kleinen Inselchen im Ei saßen, schwammen jetzt dick, grau und blasiert zwischen den schmutzi-gen Enten flott umher, und die alten legten schläfrig den Kopf auf den Rücken. Der schöne große Ahorn ist schon dunkelroth in seinen Blät-tern, der an der Brücke steht, ich wollte Dir eins

davon schicken, aber es ist in meiner Tasche so hart geworden, daß es zerbröckelt; der Goldfisch-teich ist fast ausgetrocknet, die Linden, Faulbaum und andre weichliche Wesen bestreuen die Steige mit ihrem gelben raschelnden Laub, und die runden Kuppeln der Kastanien bieten alle Schattierungen des trüben und anziehenden herbstlichen Farbenspiels. Die Promenade mit ihren Morgennebeln zwischen den Bäumen erinnerte mich recht an Kniephof, Waldschnepfenjagd, Dohnenstrich, und dann wieder wie alles so grün und frisch war, als ich mit Dir dort ging, mein Liebling."

Wieviel kleine Züge des Menschen liest man aus diesen Briefen. So, wie er sich den „Bräutigam" der Bismarckschen Amme ansieht, der in Berlin ist, und der ihm ganz gut gefällt, „er sprach mit Liebe von ihr und äußerte auf meine Frage, daß er bestimmt willens sei, sie zu heiraten". Dieser Bräutigam hat nämlich einen rechten Unsinn angerichtet, indem er an die Amme geschrieben, daß in Berlin die weiße Pest sei. — Laut den Zeitungen ist der bekannte Herr von Bismarck-Schönhausen mit den „auffallend schönen" Engländerinnen gesehen worden, die jetzt in Berlin sind; er bekräftigt das und würde, um die Lady Jersey zu sehen, einen Reichstaler Entree gezahlt haben, wenn sie für Geld gezeigt worden wäre; sie ist „wirklich etwas Seltnes, wie man sie nur in den keepsakes" — englischen aristokratischen Almanachen jener Zeit mit schönen Frauenköpfen in Stahlstich — „zu sehen

pflegt ...; jetzt sind sie in Wien." Ob unser Mutschchen auch nicht eifersüchtig sei?

Dazu nun wieder das Wichtige und Tägliche der Politik, denn die für Johanna „wohl nicht unangenehme" Wahrscheinlichkeit, daß er bei der Neuwahl durchfällt, hat sich ja nicht erfüllt. Wie immer schreibt er, wie es um ihn erlebt wird und was er dabei denkt, ob bei ihr auch sehr vieles unter den Tisch fällt. Und wie erfreut gibt er die ausführliche Auskunft, wenn sie einmal Rechenschaft über dieses oder jenes Verhalten von ihm begehrt; denn wie derlei einmal bei den Frauen ist, er kann selber noch so viel brieflich erzählen, ihre Aufmerksamkeit wird viel eher rege, wenn im Reinfelder Kreise politisiert und diskutiert und er dabei genannt wird. Warum er denn jetzt bei den „Centrümmern" sitzt? solche Fragen sendet sie dann wohl. Wie froh schreibt er wieder, wenn sein Liebstes mit ihm einverstanden sein kann, meldet ihr Symptome, wie im Lande viele Herzen ihn zu verstehen beginnen, ob er in der Kammer auch die Eule unter den Krähen ist. Fraglich bleibt, ob seine noch herzlicher werdende Anerkennung von seiten des Hofes sie im gleichen Maße erfreut. Auch dergleichen gibt er immer im Momentbild, ganz im Sinne heute modernster Schilderung. Er war bei einer Kavallerieübung mit anwesend zu Pferde; der Kavallerist in ihm selber hat seine Freude wieder wachgefühlt, „diese glänzenden, schnell beweglichen Massen, mit dem Eisenrasseln

und den Trompetensignalen dazwischen". „Die Königin, meine alte Flamme, grüßte mich so herzlich, indem sie, vorbeigefahren, ohne mich zu erkennen, sich rückwärts über die Wagenlehne zurück aufrichtete, um mir noch dreimal zuzuwinken; die Frau weiß ein Preußisches Herz zu würdigen." Einmal wird er gegen Johanna in denkwürdiger Weise mahnend, wenn er dabei auch nicht vergißt, wie viel er selber schuld sein und im Jahre 1848 über Friedrich Wilhelms ideenzerfahrene Unschlüssigkeit gestöhnt haben mag. „Sprich nicht geringschätzig von dem Könige, wir fehlen beide darin und sollten nicht anders von ihm reden, wie von unsern Eltern, auch wenn er irrt und fehlt, denn wir haben seinem Fleisch und Blut Treue und Huldigung geschworen." Diese Worte fallen in dieselbe Zeit, da Bismarck im Landtag, mit höflich eingekleideten Wendungen, dennoch die neue Schwenkung der Politik Friedrich Wilhelms zur „Union" – von der weiterhin gleich zu reden ist – deutlich mißbilligt, und so ist der kleine Verweis an seine Frau andererseits wieder ein Zeichen, daß man von Reinfeld aus mit ihm reichlich einverstanden ist.

Immer weher wird seine Ungeduld nach ihr. Für die Dauer der Landtagszeit wollen sie wieder in Berlin wohnen; nach genauer Berücksichtigung aller in Betracht kommenden Punkte, auch der Einbrechergefahr, wird die Wohnung Behrenstraße 60 parterre genommen (die im ersten Quartal 1850 mit Dorotheenstraße 37 I. ver-

tauscht wird). Dort will Bismarck die Zimmer einrichten wie in Schönhausen, daß sie nur gerade abzusteigen braucht, „das wäre so niedchen, nur komme bald, mein geliebter Engel!“ Und am Schluß des Briefes, obwohl heute alles „sehr in Eile“,

over the blue mountain,
over the white sea-foam
come, thou beloved one,
come to thy lonely home!

Ach, es geht noch sehr viel Zeit hin. Cholera in Pommern und sonstige Gründe gegen das Reisen; Bismarck fürchtet zuletzt, sie möge überhaupt nicht mehr vor der nahenden Entbindung wegkommen. Diese Aussicht setzt ihn in schiere Verzweiflung, denn dann wird es Mai 1850, da eher mit den Kindern nicht zu reisen ist. Da fällt hier und da ein Wort, das er ihr jetzt nicht ersparen kann. „Ich hab Dich lieb und kann Dich deshalb nicht in Reinfeld lassen, so leid es mir um die lieben Eltern tut ... Wer jemandem seine Tochter zur Frau gibt, muß sich auch daran gewöhnen, daß sie verheiratet ist; uns wird es auch so gehen, wenn wir alt sind. Die Entbindung in Reinfeld machen, das ist eine halbe Scheidung, ich kann und will nicht so lange ohne meine Nanne sein, wir sind schon so oft genug getrennt.“ – Noch ehe sie kommt, taucht blitzkurz etwas auf und fliegt durch den Sinn, was zehn Jahre später Wirklichkeit werden sollte: Petersburg! „Das ist sehr schön, aber ich wollte

doch, wir könnten beide ruhig in diesem Hause (Schönhausen) sitzen, und es stände in Kniephof (in Pommern), das wäre mir lieber als alle Gunst der Potentaten." Sie zieht es wohl gar nicht in den Bereich des Denkbaren, da er es in weiteren Briefen nicht „zurecht zu eien" braucht. Dann am 8. Oktober sein fröhlicher Brief: „Also noch 3 mal 24 Stunden, dann habe ich mein liebes kleines Rumtreiberchen wieder im Arm, dann laß ich Dich sobald nicht wieder von mir, in 10 Jahren nicht, die Altchen mögen sagen, was sie wollen, es ist ein Hundeleben so ohne Frau."

Dann ist sie also in Berlin bei ihm. Andrae, der Verfasser der erwähnten und z. T. etwas palimpsestischen Erinnerungen im Daheim, erzählt nach einem alten Brief an seine Frau, wie er Bismarcks dort im November angetroffen habe, „die sehr bescheiden in der Behrenstraße wohnen und nicht einmal ein Mädchen mitbrachten und mich mit lautem Freudengeschrei und solcher Herzlichkeit empfingen, wie ich es nicht vermuten konnte. Ich traf sie beim Mittagessen, nämlich bei einem selbstbereiteten Beefsteak und dito Pellkartoffeln, die ich natürlich verzehren half. Dann kam ein eben eingetroffenes Fäßchen mit pommerschem Gänse-Weißsauer auf den Tisch, aus dem jeder herauslangte, was ihm gefiel, und zuletzt ein kleiner Steintopf mit Schmalz von einer in ihrer Häuslichkeit gebratenen Gans nebst Brot. Nachher tranken wir selbstgemachten

Kaffee, und dazu kam auch Bismarcks Schwester, Frau von Arnim ... Bis sieben Uhr hatten wir einige höchst gemütliche Stunden. Die Bitte, doch ja alle Abend wieder zu kommen, kann ich natürlich nicht erfüllen."

Tatsächlich war Frau von Bismarck sehr angegriffen, da sie sich wegen des kleinen Schreihalses (Mariechen), der gerade nachts dies Recht betätigte, keine Ruhe gönnte und doch bei dem Kinde schlafen mußte, denn in einem anderen Zimmer „tut sie erst recht kein Auge zu, weil ihre Phantasie mit allen Schreckgebilden bei dem Kinde bleibt" (Bericht Bismarcks an die Mutter). Die bevorstehende Geburt macht sie recht bange; schon nach Reinfeld hin hat er deswegen geltend gemacht, daß alle Frauen das zweite Mal mehr fürchten, „weil es so weh tut, mein armes Lieb", aber daß es leichter ist. Er richtet sich mit den Gedanken nun auf einen Jungen ein. Schade, meint er, daß es kein Schönhäuser wird, kein Stammhalter, der auf eignem Grund und Boden die Welt erblickt.

Am 28. Dezember 1849 wird Herbert geboren und am 13. Februar 1850 von dem Prediger Goßner in Berlin getauft. Frau von Bismarck selber hat es durchgeführt, ihn die ganze Zeit zu stillen, was sie freilich mit lang nachdauernder Angegriffenheit erkaufen mußte. Frau von Puttkamer war zur Wochenpflege gekommen und blieb bis in das Frühjahr. Eher sie, als ihre Tochter, brachte wohl einmal das

Mitmachen größerer Geselligkeit ins Gespräch. Bismarck war nicht dafür. Johanna werde sich nicht wohl fühlen. Denn man langweile sich in Gesellschaften, solange man nicht intimer bekannt sei, sie müßte also schon so ziemlich Alles mitmachen. Und dann heiße es gleich: „Ach, die trägt heute wieder ihr Blaues.“ Frau von Bismarck sagte zu diesem Kapitel: „Fällt mir gar nicht ein, die Leute sind bloß neugierig, einmal die Frau des berühmten Mannes zu sehen. Aber wer mich kennen lernen will, kann ja zu mir kommen.“ Bismarck selber ging viel in Gesellschaft und tanzte alle Tänze „wie ein Fähnrich“, was man nicht verfehlte, der Schwiegermutter zu berichten. Er meinte darauf zu ihr, daß sei auch seiner Gesundheit nur gut, da andere Bewegung fühlbar mangle. Seine Frau wußte schon mit ihm Bescheid.

* * *

Der Landtag, der sie in Berlin gefesselt hatte, wurde dann durch das „Erfurter Parlament“ abgelöst, in das Bismarck, für Westhavelland, gleichfalls gewählt wurde. Damit gehörte er also dem Volkshause oder Reichstag jener „Union“ an, die die deutsche Einheit, nachdem Friedrich Wilhelm IV. das von der Frankfurter Nationalversammlung beschlossene Reich mit seiner Person als Erbkaiser abgelehnt hatte, nach seinen guten Absichten auf dem mehr monarchischen Wege des verfassungsrechtlichen Fürsten-

bündnisses herbeiführen sollte. Bismarcks Stellung zu der deutschen Einheit können wir heute dahin kurz bezeichnen: daß sie auch ihm noch bis in die beginnenden Revolutionstage von 1848 hinein eine Sache des Herzens, der allgemeinen Wünsche und Ideen gewesen war und daß sie es ihm, nach jenen Jahren, viel früher wieder wurde, als wohl allgemein beachtet wird; schreibt er doch früh aus seiner Gesandtenzeit fast unwillkürlich von der deutschen Einheit, für die er bisher noch wenig im königlichen Dienste ausgerichtet habe. Aber dessen unbeschadet hatte die Einigung Deutschlands, so wie sie in den Jahren 1848 bis 1850 die verschiedensten Kräfte praktisch herbeiführen wollten, keinen entschiedeneren Gegner als ihn: da sie, auch die minder demokratisch gedachten Programme, Preußen verführen wollten, „Stärke für Nimbus“ wegzugeben, preußische Souveränität und Unabhängigkeit in eine zentralistische oder, wie neuerdings geplant war, bundesstaatliche Organisation wegschmelzen lassen mußten. „Unversehrtheit der preußischen Krone um jeden Preis“ ist seine Losung, Übermacht Preußens in Deutschland, nicht Deutschlands über Preußen, und ist es ja auch geblieben. Damit freilich stand er dem Träger der Unionsidee, Günstling und derzeitigen „Garderobier der Phantasie des Königs“, wie Bismarck ihn nannte, von Radowitz, gedanklich scharf gegenüber, und im Erfurter Parlament war seine Aufgabe keine, als die Grundlagen, aus denen dieses Parlament

entstanden war, und die Zwecke, denen es dienen sollte, mit einem Sarkasmus zu bekämpfen, der für ihn im einheimischen Landtag, aus Rücksichten gegenüber der Souveränität der Krone, so deutlich noch nicht angängig gewesen war. Sollte in seinem Familienkreise etwa irgendwo die Meinung gewesen sein, daß ihm aus persönlichem Ehrgeiz daran gelegen sei, die Aufmerksamkeit des Königs auf sich zu ziehen, so mußte immerhin schon seit der berühmten Rede vom 6. September 1849 im Landtag – er schreibt nach Reinfeld nur, er habe eine stramm preußische Rede gehalten – feststehen, daß er allein aus Gewissenstreue handelte und aus solcher ungescheut den Lieblingsgedanken des Königs in seinen Schwächen und Unmöglichkeiten bloß stellte.

Das Erfurter Parlament dauerte vom 20. März bis 29. April 1850. Seine dortige Anwesenheit ließ sich durch Besuche über freie Tage in Schönhausen unterbrechen, wo außerdem auch die Mutter war. Am 11. April zu Johannas Geburtstag mußte er in Erfurt sein, war aber kurz vorher (über den 7., der ein Sonntag war) bei ihr gewesen. Zum Geburtstag schreibt er ihr: „Daß ich Dir Glück wünsche, ist wohl eine überflüssige Förmlichkeit; ich könnte es ebensogut mir selbst wünschen, aber von ganzem Herzen danken will ich Dir, nächst Gott, für alle Deine Liebe und Treue, mit der Du Glück und Frieden in mein früher an beiden armes Leben gebracht, für Deine Sanftmut und Geduld, mit der Du mir die

geringen Leiden tragen hilfst, die Gottes Güte uns schickt, und die größern, die meine eignen Schwächen und Ecken und der uns Männern allen stärker wie Euch anklebende Egoismus über uns verhängt. Ich will Deinen Geburtstag damit feiern, daß ich Gott inbrünstiger als an andern Tagen bitte, daß er Dich mir am Leben und gesund erhält, daß er mir Friedfertigkeit und Demuth verleiht, und mich die rechte Liebe und Treue gegen Dich nicht bloß in Gefühlen, sondern auch in meinen Thaten, mit unwandelbarer Sanftmut und Sorgfalt stets beweisen läßt ..."

Ganz nett ist es vielleicht nicht von ihr, daß er im nächsten Brief sich dann wehren muß: „Ich sollte nicht an Dich gedacht haben am 11.?" Es war wundervolles Wetter gewesen und er hatte einen dreistündigen Waldspaziergang gemacht, mit den Gedanken an sie und alles Gute, das Gott ihnen geschenkt; dann hatte er mit Hans (von Kleist-Retzow, mit dem er nicht bloß in Erfurt parlamentarische Junggesellenzeiten in gemeinsam gemieteten Zimmern verbringt) ihr Wohl in Champagner getrunken. Lange Briefe, mit viel Humor, der nach Abwendung der schlimmeren Mediatisierungsgefahren für Preußen immer sieghafter wiederkehrt; jetzt ein mehr behaglich eheherrlicher Stimmungshumor, als einst in den Briefen an die Schwester oder auch an die Braut, wo sich der einsame Geist etwas übervoll auf die stürzt, die ihm am meisten zum hören genug ist.

Das alles ist köstlich zu lesen, aber schlecht zu exzerpieren, diese gemütlich schildernde Freude über die geliebten Kiebitzeier, die Johanna ihm gesandt hat, unzerbrochen, alle so niedlich eingepackt; oder wie schön ihm soeben, bevor er den Brief begann, die im Spazierengehen in der Stube verzehrte Wurst von ihr geschmeckt hat und der Marzipan, und als dann sein Brief gegen Ende gelangt, „mir geht es sonst gut, nur augenblicklich zu viel Wurst im Magen". Er könnte nicht schreiben ohne diese höchste Lebendigkeit des Momentanen, ob es nun Schuhbesorgungen für Mutschchen sind oder Wurst oder Politik oder ein verunglückter Jagdausflug von Erfurt aus in den Thüringer Wald.

„Es will wirklich wieder Sommer werden, und auf einem überlangen Spaziergange, von dem ich todtmüde heimkehre, habe ich mich über die kleinen grünen Blätter der Haseln und Weißbuchen gefreut, und den Kukuk gehört, der mir sagte, daß wir noch 11 Jahre zusammenleben werden, hoffentlich auch länger. Meine Jagd war eigenthümlich; reizende wüste Tannenwälder auf der Hinfahrt, himmelhoch, wie im Erzgebirge, dann jenseit steile Täler, wie Selke, nur viel höher die Berge, mit Buchen und Eichen. Ich hatte die Nacht vor der Abreise nur 4 Stunden geschlafen, dann in Schleusingen, auf der Südseite des Thüringer Waldes, um 9 Uhr zu Bett, um Mitternacht auf; ich hatte zu Nacht viel Forellen gegessen und schwaches Bier dazu ge-

trunken; wir fuhren um 1 Uhr auf einen Eisenhammer im Gebirge, wo gespenstige Leute das Feuer schürten, dann bis 3 Uhr unaufhaltsam gestiegen, unter strömendem Regen, den schweren Mantel um, so steil daß ich mit den Händen helfen mußte, so dunkel im Tannendickicht, daß ich den Jäger vor mir mit der Hand greifen aber nicht sehn konnte, dabei hieß es, rechts ist ein Abgrund, und in purpurner Tiefe brauste der Waldbach herauf, oder links ist ein Teich, und der Weg war schlüpfrig, ich mußte 3 Mal anhalten, mehrmals war ich der Ohnmacht nahe vor Schwäche, legte mich in das triefende Haidekraut und ließ auf mich regnen. Aber ich war fest entschlossen den Auerhahn zu sehn; ich sah deren auch mehre, konnte aber nicht schießen, aus Gründen, zu deren Verständnis man Jäger sein muß. Mein Gefährte schoß 1, und wenn ich gesund war, konnte ich 2 schießen; ich war zu matt; nach 3 wurde es klar, und wunderschön, der Uhu machte der Drossel Platz, und der Vögelchor wurde betäubend als die Sonne aufging; die Bergtauben im Baß dabei. Um 5 war ich wieder da unten, und da es wieder los regnete, gab ich erneute Versuche auf, reiste wieder hierher . . ." Mit eigenen Gefühlen läßt man im Zeitalter der Touristentriumphe auf der Ansichtskarte solche Briefe an sich vorüberziehen.

Anfang Juli begleitete er seine Frau nach Pommern. Ein Brief knapp vorher an die

Schwester, dieses feinste und empfänglichste Gefäß all seines Humors, will sich nicht versagen, die Reise voraus im Geiste zu entwerfen: aus lauter Ferienlust das drastische Leidensgemälde eines mit kleinen Kindern und stillender Gattin reisenden Vaters, das ja niemand so tollpatschig sein wird, ernst zu nehmen; von dem aber auch nur ein Lamm übersehen könnte, daß „etwas dran ist", aus Gründen, die sehr allgemein und menschlich sind.

Nach Mitte September er zurück. Beide ahnten sie nicht, daß es für Johanna der Abschied für immer gewesen war vom Wohnen in Schönhausen, beide nicht, wie lange ihr Familienleben unterbrochen sein werde – ein ganzes Jahr, wenn sie sich auch zuweilen sahen – und welche Angst die nächsten Monate ihnen bringen würden. Dem Berliner Logisleben mit beiden Kindern während der Landtagszeit wurde nun doch Reinfeld auch für den Winter vorgezogen.

In Berlin, mitten in der Flut der Geschäfte, in denen er nun schon als der mitentscheidende und an allen hohen Stellen gehörte oder vermittelnde konservative Parlamentarier steht, da erträgt er die Trennung von ihr noch eher, als an den Tagen dazwischen in Schönhausen. „Die öde Schlafstube, die leeren Wiegen mit den Bettchen drin, die ganze lautlose herbstnebelige Stille, die nur das Ticken der Uhr und der periodische Fall der Kastanien unterbricht, es ist als ob ihr alle tot wäret. – Ich denke immer, Dein

nächster Brief bringt eine böse Nachricht ..." Immer nervöser wird dieses Bangen nach Briefen, das bekannte Spintisieren über die Post, die schuld haben muß. – „Frankiere nicht!" es könnte dann eher unterschlagen werden. Dazu ist das eine oder das andere Kind oder sind beide wirklich ernstlich krank, und gerade dann kommen und kommen die Briefe nicht, bleiben ganz weg, und in der Tat hat es wenigstens zum Teil an der Post gelegen. Wenn man das in den Briefen mitmacht, da atmet man doch froher über unsere oft zudringlichen Fernsprecher; nein, das ist kein Mensch mehr für die gute alte Zeit, für jene gottgefaßte, auf lebendig oder tot wartende Geduld, die wie eine Mimicry dazu gehört und die bei uns jetzt nur noch die kleinen Leute und armen Mütterchen oft haben. „Mein Liebchen, erbarme Dich doch und schreib mir." Sie schreibt ja. Aber für ihn doch nicht genug. Und wenn sie von Pflege geängstet oder erschöpft nicht dazu kommt, so ist es eben in Tagen, wo seine Ungewißheit qualvoll aus der Ferne mit vibriert und sie vielleicht kaum noch sich klar ist, in welchem Moment sie mit ihren letzten Ängsten und Nachrichten zu ihm geflüchtet ist.

„Seit 4 Tagen, mein Liebchen, schwebe ich in der äußersten Unruhe, wie es nach Deinem letzten Schreiben nicht anders sein kann. Hat Mariechen das Scharlachfieber? lebt sie, seid Ihr gesund, warum bekomme ich keine Nachricht, über diese Fragen kann ich nicht einschlafen und

wache des Nachts auf; ich muß zuletzt glauben, daß Du, mein Herz, von Anstrengung und Nachtwachen erkrankt bist, sonst wärst Du nicht so unbarmherzig, mir zu schreiben, daß das Kind das Scharlachfieber hat, und dann 4 Tage zu schweigen; jeden Morgen bin ich zur Post gegangen und jedesmal umsonst. Ich würde sehr schelten, wenn ich nicht glaubte daß Du selbst krank oder vielleicht sehr betrübt und geängstigt bist. Wollt mir doch nur nicht schlimme Nachrichten vorenthalten; wenn man einmal die Krankheit weiß, so bringt die Phantasie täglich und stündlich die schlimmsten, die möglich sind. Bist Du krank so könnte doch jemand anders die Barmherzigkeit haben mir Eine Zeile zu schreiben, denn diese Ungewißheit halte ich nicht aus. Es gibt nichts Schreckliches was ich nicht schon im Geiste durchlebt hätte in diesen Tagen.

„Sonst bin ich körperlich wohl. Gestern war ich beim König zur Tafel, er und die Königin waren sehr gnädig für mich. In den Kammern . . .“ Aber er vermag nur das Eine zu schreiben, es nimmt ihm das andere fort. Wenn der Landtag fortdauert, so muß die Trennung trotz allem aufhören. „Du weißt nicht, leider nicht, wie ich Dich liebe, sonst würdest Du wissen, wie ich unter dieser Ungewißheit leide; ich fürchte schließlich am meisten für Dich, mag es mit Mariechen nun seither besser oder schlechter gehn, die Angst, die Nachtwachen werden Dich nieder-

geworfen haben, und darum erhalte ich keine Nachricht. Bitte bitte schreibt mir, und quält mich nie wieder so, wie in diesen 4 Tagen, Du hast keine Idee davon, was es heißt, fern von allem Lieben zu sein und einen Brief mit der Nachricht von einer tödtlich-gefährlichen Krankheit zu erhalten, und dann mit 4 Posten nichts. Gott der Herr gebe, daß alle meine trüben Phantasien leer und bodenlos sind, und daß ich morgen gute Nachricht, oder doch Nachricht erhalte, denn jede ist besser wie keine." Inzwischen ist ihr beruhigender Brief, den er am nächsten Tage erhält, wirklich 48 Stunden zu lange auf der Post gewesen.

Im Oktober 1850 wollte er nach Reinfeld. Es hatte ihn in seiner Reiseungeduld schon aufs höchste aufgebracht, daß er, statt fortzukommen, in Magdeburg Geschworener sein sollte, wo er doch von den Schwurgerichten nichts hielt, daß also gerade er nun diese neuauszuübende „Freiheit" als eine empfindlichste persönliche Unfreimachung erfahren mußte. Mit ärgerlichem Warten und Bemühen kam er hiervon los. Dann lud ihn der König auf den 21. Oktober zur Hofjagd nach Letzlingen. Die Einladung war auffällig, ging auf beide Tage, als Gast im Schloß mit Übernachten. Es interessierte ihn, was das bedeute, er merkte, der König wollte ihn sprechen, und er wollte auch gerne den König mit der hier möglichen Unmittelbarkeit sprechen. In ganz kurioser Stimmung, bis zum

Abzählen an den Knöpfen, sieht er seine Entschlüsse „hin und her schaukeln"; er sagt vorläufig die Jagd zu, obwohl ihn, wie er an Wagener, den Redakteur der Kreuzzeitung, schreibt, die Sehnsucht nach Frau und Kindern fast umbringt. Dann schob der König die Jagd und Einladung bis zum 5. November auf – da reiste er nach Pommern und schrieb schlankweg ab; am 30. war er „bei Nannen".

An jenem 5. November las er in der Kreuzzeitung Radowitz' Ausscheiden aus dem Ministerium des Auswärtigen (2. November) und machte vor Vergnügen Fuchsritt auf dem Stuhl rund um den Reinfelder Frühstückstisch. So erzählt er brieflich Wagener, mit dem und dessen Gattin er und die seinige in Berlin gute, angenehme Freundschaft unterhielten. Aber gleichzeitig kamen die Nachrichten von der preußischen Mobilmachung wegen drohender vergewaltigender Schritte Österreichs in Gemeinsamkeit mit Bayern und Württemberg. Es konnte nichts helfen, am 13. war Bismarck schon wieder unterwegs: der Politiker, bei dem so viele ministerielle und fraktionelle Fäden zusammenliefen, und der Landwehroffizier. Er glaubte nicht an den Krieg, obgleich dieser am 8. im Vorpostengefecht von Bronzell südlich von Fulda schon begonnen zu haben schien. In diesem beruhigenden Sinne schreibt er Briefchen und Briefe zurück, bald auch aus intimerer persönlicher Übersicht der Sachlage. „Der König und der Pr. v. Pr. [Prinz von Preußen, Wilhelm]

sind für Krieg, und die Minister haben schweren Stand dagegen (davon wird aber zu niemand gesprochen! als zu den Eltern), die Kammern, wenn sie sehr wild sind, können uns noch Krieg bringen; aber wahrscheinlich ist es kaum." Er selber, vom Kriegsminister von Stockhausen über die Unzulänglichkeit der Armee unterrichtet, hat damals alles getan, um den neuen Ministerpräsidenten Otto von Manteuffel – „Fradiavolo" in seinen Briefen – gegen den Prinzen Wilhelm, die Radowitzfreunde und anderen Ansturm, also damit den Frieden zu stützen, und konnte Johanna am 18. von gegründeter Hoffnung des Erfolges berichten. Nichts weniger, als inhaltlich zu seiner Genugtuung, wurde dann am 28. November die „Olmützer Punktation" abgeschlossen, die Preußen sich den österreichischen Forderungen fügen ließ, die Herstellung des alten kläglichen Deutschen Bundes von 1815 enthielt und den aufgeflammten preußischen Stolz aufs schwerste traf. Er hatte ehrenvollen Frieden, Zusammengehen als konservative Mächte, nicht Unterwerfung gewollt. Immerhin, er mußte Olmütz und das Ministerium im Landtag verteidigen, und zwar ohne den negativen militärischen Grund einzugestehen; er tat es, indem er, beziehungsvoll vorausdeutend trotz des frischen Mißerfolges, nach seinem Sinne von unabhängiger Gemeinschaftlichkeit und von den „beiden gleichberechtigten Schutzmächten Deutschlands" sprach. Mitte Dezember war er wieder in Reinfeld, und

Weihnachten ward zusammen im Kreise der Vier und der Kinder „in seligem Jubel", wie Frau von Bismarck schreibt, verlebt. Aber vor Silvester noch mußte er dann wieder abfahren. Er wohnte in Berlin Jägerstraße 8, im möblierten Zimmer, wieder als Nachbar und Teiler mit dem herzlich verehrten Kleist-Retzow, auf den sich, in geistlichen und irdischen Hinsichten, sein brieflicher Momentapparat denn auch nicht zu wenig richtet. Wir kennen es nun ja schon, wie sich dieser auf jegliches einstellt und jegliches treu reproduziert. Manchmal denkt man im Lesen unwillkürlich: summiert es sich für Johanna nicht etwas zu viel? Ein Brief, der über drei Tage berichtet, zählt bei einem politisch hervorragenden Führer in seiner Rolle und Lage natürlich manche Zusammenkunft auf, bei der das Essen zwar die Nebensache ist, aber den Titel hergibt; und aus Reinfeld kommt denn auch prompt die Frage. Dann meint er gemütlich: „Dinieren und soupieren muß ich allerdings täglich, aber das tut Ihr dort hoffentlich auch." Mit dem öffentlichen wächst unverkennbar nun schon das eheliche Selbstgefühl, und wenn es einmal aktiven Gebrauch von sich macht, ist es doch nur die Liebe, durch die es gezwungen wird. „Ich will Dich nicht schelten, aber ich fordre auf das Bestimmteste von Dir, bei allem Gehorsam, den Du mir nach Gottes Wort schuldig bist, daß Du in jeden 24 Stunden, von Mitternacht zu Mitternacht gerechnet, wenigstens 6 Stunden im Bett

schläfst oder doch ehrlich zu schlafen suchst, es mag vorkommen [bei den Kindern], was will. Wenn ich nicht an Deiner Liebe irre werden soll, so wirst Du mir hierin folgen;" es ist nötig und vernünftig, wenn Johanna am Leben bleiben soll. Genau so waltet, wenn einmal für die Mutter ein deutlicheres Zeilchen geschrieben werden muß, die offene Herzensredlichkeit, die es sogar schön macht, daß das gesagt und nicht zurückbehalten wurde. Äußerlich und vorübergehend bleibt solch Widersprechen jetzt; er weiß, was es ihm im Leben schon gewesen ist, das gute, große Auge der Mutter prüfend auf seinem Gesicht ruhen zu sehen. Und nach den katalogisierten Diners kommen schon wieder die Mähler auf der Bude zu ihrem Recht, mit dem alten Jagdmesser und der Reinfelder Wurst als einzigem Gang, gemeinsam mit H. v. Kleist.

Schon jagen eine nach der andern die Möglichkeiten einer überraschenden Zukunft heran. Der König hat nach Bernburg, wo Preußen dem Herzog gegen Volkstumulte durch Truppen geholfen hatte, zum diktatorischen Minister auf Anfrage Bismarck empfohlen; wenn es der König f o r d e r t, geht er, „Du natürlich auch". Kleist dagegen plant ein Landratamt für Bismarck; das – denkt dieser nur für sich und sie – ist nun doch schon etwas despektierlich, wenn's nicht etwa Kniephof oder Reinfeld ist. (Pommern hat sich längst wieder eigentümlich als Heimat vor Schönhausen gestellt; man ahnt von ferne das

dereinstige Varzin.) „Ich habe so eine fixe Idee, die mich in allem Getriebe verfolgt, in einem ganz einsamen, tiefen Gebirgsthal im warmen Sommer, dicht am Bach mit dem Kopf auf Deinem Schooß zu liegen und über mir durch den Dampf der Cigarre und die grünen Buchwipfel den blauen Himmel anzusehen und von Dir angesehen und geeit zu werden und so sehr lange gar nichts zu thun. Wann wird das einmal werden? im Selkethal oder wo?"

Dutzende merkwürdiger Persönlichkeiten streifen an ihm vorbei und durch seine Briefe, auch Ausländer, ein Russe „spielt Klavier wie Keudell"; „eine Principessa, die Wittgenstein," Lisztschen Gedenkens, „nur Beethoven," sie würde Johanna gefallen. „Vorgestern war wieder ein recht glänzendes Fest beim Könige; ich wollte, Du könntest den weißen Saal in seiner feen- und riesenhaften Schönheit mit allen Säulen Treppen Springbrunnen Blumen und fremden Bäumen und den 1000 bunten Damen und Uniformen von oben ansehn bei einer solchen Gelegenheit; im Gewühl unten würde es Dir nicht gefallen, aber von oben gesehn, auf einem weichen Divan unter Palmen und plätschernden Fontainen die Musik zu hören und das Wogen der Eitelkeit unter sich zu sehn, darin liegt Poesie und Stoff zum Nachdenken." – Ein anderes, ähnliches Fest. „Der König rief mich gelegentlich an, als ich vor ihm stand, und sagte: die Königin liebäugelt seit einer halben Stunde mit Ihnen und Sie

merken es garnicht. Meine geliebte Landesmutter (ein Ausdruck, bei dem mir leider stets eine stämmige Frau vorschwebt, die Kindern Butterbrot giebt) sprach sehr gnädig und freundlich mit mir; sie meinte, ich habe ja gesagt, daß ich nur aus Gesundheitsrücksichten tanzte, und fand das ganz motiviert, als ich ihr auseinandersetzte, welch miserables Leben ich den Tag über geführt hatte. Die Unterhaltung war für meine danebenstehende Tänzerin, die Herzogin Agnes von Dessau, garnicht schmeichelhaft, but I could not help it. Beim Souper saß ich mit Don Carlos Savigny, der mit vieler Liebe, auch wenn ich nicht dabei bin, von Dir spricht, und Dich sehr grüßen läßt. Frau von Usedom sagte mir, er habe Dich a very clever and sensible woman genannt. Du siehst, daß meine Ehrlichkeit größer ist als meine Eifersucht auf Charles."

„Daß Du hoch und teuer verschwörst, Du wollest mir keine Commissionen mehr schicken; ich verlange mit dem nächsten Brief eine." (Man kann nicht sagen, daß er in diesen Besorgungen, die er nicht gerade selten und oft sehr hausfraulich aufgetragen bekam, immer so prompt war, wie in seinen gleichzeitigen politischen Geschäften.) „Wer soll sie sonst besorgen? Julie Behr! meinethalben für Tüll und Gaze, aber wenn Du mir nicht mit dem nächsten Brief eine Commission schickst, so liebst Du mich nicht. Räsonniren und bedauert werden will ich deshalb aber doch, wenn ich sie besorgt habe. Was

würdest Du sagen, wenn Du einmal im Spaß über vieles Stricken klagst, und ich wollte deshalb nie wieder Strümpfe von Dir tragen? Geh in Dich und bitt mir ab. A propos von Strümpfen, ich habe sehr wenig hier, wo können sie alle sein?"

— „Ich will Dir aber viel schenken von meinen ersparten Diäten, wenn mir Mutschchen nur schriebe was?! Tüll oder Mull? Eichendorff habe ich schon; weißt Du, daß der Mann noch lebt? wohnt hier im Kadetten-Corps bei seinem Schwiegersohn, der dort Lehrer oder Offizier ist. Laß es Deiner Begeisterung keinen Eintrag thun, daß er — — Geheimer Regierungsrath ist."

— „Mein einziges Vergnügen ist Spazierengehn, der Tiergarten ist reizend, und weil es immer etwas regnet, wo ich mit dicken Stiefeln durch den Schmutz patsche, so ist keine Menschenseele weiter da, was ich sehr behaglich finde, wenn ich nur erst glücklich aus dem Tore bin, ohne einem Bekannten zu begegnen, der sich an meinen Arm hängt. Die Blätter von Hollunder sind wie Viergroschenstücke, Stachelbeeren, Spiraea, Hagebuchen sogar schimmern grün durch den Wald, letztre freilich noch sehr hell. Vorgestern habe ich mit Malle die ungarischen Musikanten gehört; ihre gewöhnliche Musik hat mehr Takt als Melodie, aber die ungarischen Nationalstücke, die sie spielten, waren grade das Gegentheil, Lenausche Lieder ohne Worte; krank wie Wolfsgeheul in

einer Herbstnacht; ich will sehn, ob sie in Noten zu haben sind, aber für Klavier werden sie nicht so hübsch sein, denn es fließt alles ineinander wie im Dudelsack."

– „Denke Dir den Unsinn, sie wollten mich zum Kammerherrn machen (Titel heißt das), ich habe mich widersetzt, denn ich lege keinen Wert darauf und es kostet Geld, auch eine sehr teure Uniform. Sprich aber nicht darüber, denn ich glaube, dem König ist das sehr unlieb, wenn er erfahren hat, daß ich nicht wollte; er hält es für sehr etwas Großes, wenn einer Kammerherr wird."

Über Ostern 1851 (20. April) war er in Reinfeld, der Landtag währte noch. Schon wie er da war, spukte es, daß er nicht Kammerherr, sondern – preußischer Gesandter am Bundestag werden würde. Wir haben infolge des Beisammenseins dieser Tage also Johannas Aufnahme der ersten Andeutungen nicht in der Korrespondenz, beides nicht in der brieflichen Rückwirkung auf ihn. Aber wir haben das Dokument seiner persönlichsten Empfindungen, als diese Aussicht greifbarere Formen annimmt, im zweiten Brief nach der Rückkehr nach Berlin, nach Besuch bei Manteuffel. „Gestern Abend war ich noch spät bei Fradiavolo; sie haben wirklich die Absicht, mich irgendwie diplomatisch zu verwenden; indessen kann ich eine vollkommen selbständige [Verwendung] meinem Urteil nach nicht sofort annehmen, weil ich mich sonst

wegen Unkenntniß der aktenmäßig üblichen Formen blamieren würde, wozu ich keine Neigung habe. Außerdem wünsche ich eine Stellung, wo ich auf einige Dauer rechnen kann, damit ich mich mit Dir mein Engel einrichten kann, sonst verlängern sich unsere Trennungen in das Unabsehbare; es ist möglich daß sich an diesen meinen Wünschen die Sache zerschlägt, was ich andrerseits bedauern würde, da schon meine und Hans's (der Oberpräsident der Rheinprovinz wird) bloße Ernennung zu irgend etwas ein öffentliches Pfand sein würde, daß die Regierung wirklich und gänzlich der Revolution abgesagt hat. Aber eine Stellung, wo ich nicht mit Familie leben kann, würde ich gleich wieder aufgeben. Erfreulich ist es jedenfalls, daß sich der König überhaupt mit der Idee meiner Anstellung vertraut gemacht hat, weniger für mich als für die Sache, der wir anhängen, denn ich muß jeder behaglichen Gewohnheit, und der Hoffnung mit Dir und den Kindern so still zu leben wie in unserm ersten Winter, auf lange entsagen, wenn ich mich in jenes Joch spannen lasse." „Ich habe kein eigenmächtiges Begehren ausgesprochen und dränge mich zu nichts." Und hierauf folgt eine seelenleichte Schilderung, wie es im Tiergarten aussieht, die Eichen haben erst die kleinen dünnen Blättchen, aber Linden, Kastanien geben schon Regenschutz, ein roter Dorn und allerhand andere reizende Sträucher blühen und die Kastanientrauben wollen eben aufbrechen. Und

noch ein kleines Blumen- und Häkchenbukett von Nachrichten über Verwandte und Bekannte schließt den Brief. Noch distanziert er gelassen die schwerwiegende Nachricht in der Seele, obwohl er sie glaubt und will; die feinen persönlichen Räder brauchen nicht still zu stehen in dem Moment, wo das neue, veränderte, große Schwungrad angesetzt werden soll.

„Mein armes Liebchen" – es wird, Frankfurt. Vom 26. und 28. April fliegen eilig, dann ausführlicher die Nachrichten und Motive zu ihr hinüber. Herzlich und tröstlich, das Einverständnis suchend, ohne daß er den Entschluß von ihr mit Worten abhängig macht, und nichts versäumend, was ihm sekundieren kann. „Ihr habt Euch oft beklagt, daß man aus mir nichts machte von oben her; nun ist dies über mein Erwarten und Wünschen eine plötzliche Anstellung auf dem augenblicklich wichtigsten Posten unserer Diplomatie; ich habe es nicht gesucht, der Herr hat es gewollt muß ich annehmen, und ich kann mich dem nicht entziehen, obschon ich voraussehe, daß es ein unfruchtbares und dornenvolles Amt sein wird . . . Aber es wäre feig abzulehnen." Das rechte Plausibelmachen des klugen Ehemannes, das Hinwirken, daß s i e in ihrer Seele gewissermaßen die Zuversichtlichere, die Zuredende werden soll. Der Brief kreuzt sich mit einem von ihr, der „wehmütig" genug ist, weil Reinfeld räumlich so fern rückt und alle stillen, schönen Sommerpläne unsicher werden. Also doch nur

erst Klagen in engerer Peripherie. Der Schritt über den Rubikon des Lebens wird an sich nicht in Frage gestellt. Trotzdem halten die weiteren Briefe von ihm für gut, sich im oben schon zitierten Sinne, daß es Fügung und Schickung sei, zu wiederholen. Auch muß er betonen: ihre Klagen über das Äußerliche der Stellung sind ungerecht; vielleicht haben sie viel Geld, was alles noch ungewiß ist, und die Stelle, darin irrt sie, ist wichtiger als ein Oberpräsidium (wie Kleist es bekommen hat). Mutterchen, die extra geschrieben hat, nimmt seine Aufgabe schwerer als er; Gott hilft tragen, und mit ihm wird er der Sache so gut gewachsen sein, wie ein anderer der vorhandenen Politiker, die man nach Frankfurt schicken könnte; er wird aber selber das Seinige tun. – Ihm ist doch recht schwer ums Herz; über die Gesundheit der Kinder lauten die Nachrichten wieder beunruhigend; man möge doch, mahnt er, mit eiserner Strenge achten, daß sie vernünftig essen. Nun geht er nach eigener Einsicht in vorläufige Stellung, was er ja schon begründet hat; ehe das Amt nicht fest und selbständig auf ihn übertragen wird, kann er die Seinigen nicht nachkommen lassen. Diese Gedanken des Familienvaters gehen ihm mehr im Kopf als alles andere; während er den dozierenden Ratschlägen des Generals von Gerlach zuhört oder vielmehr nicht zuhört, sieht er zum Fenster hinaus in den Vossischen Garten, wie der Wind in den Kastanien und Fliederblüten wühlt;

das Leben geht hin und man hat sich nicht einander. Und nachts träumt er, er schlüge Herbert maßlos mit der Rute; da bittet er „dem kleinen Stümper" den unlieben Vatertraum ab. In denselben Brief an Johanna sieht der endlich bestimmtere Umriß hinein, wie es eigentlich geplant ist, aus dem Munde des Königs persönlich: Bismarck geht zunächst mit General von Rochow als dem augenblicklichen Frankfurter Gesandten und wird dessen Nachfolger, indem Rochow bald nach Petersburg zurückkehrt. „Mir ist bange bei dieser plötzlichen Vornehmigkeit," die nun schon durch geplante Mission auf der Durchreise beim hannöverschen Hofe und durch ähnliche Dinge fühlbar wird. „Daß ich Geheimer Rat werden muß, ist eine Ironie, mit der mich Gott für all mein Lästern über Geh. Räte straft." Und aufs neue, als er nun vom 12. Mai zum ersten Male aus Frankfurt schreibt, ist ihm „noch ganz verblüfft davon", wie ihn das Rad des Lebens so plötzlich gefaßt hat.

* * *

Das Dasein in Frankfurt wird ihr gar nicht gefallen. So sieht er es vor sich, schon am 14., und hat den Mut, es ihr nicht zu verhehlen, es lieber vorweg zu sagen. Aber sie soll es auch nicht schlimmer sehen, als es ist, obwohl für sie Prüfung ist, wonach Andere in der Welt jagen. – 21 000 Reichstaler Gehalt sind es, wenn er Rochows Posten übernimmt – man verkürzte

ihn doch auf 18000 –, dafür ist aber auch großer Train und Hausstand unvermeidlich. „Mein armes Kind, mußt steif und ehrbar im Salon sitzen, Exzellenz heißen und mit Exzellenzen klug und weise sein.“ Einige Stützen zur Anlehnung für sie sind zwar da, wenn sie in das kalte Bad der diplomatischen Gesellschaft steigt. Und er beschreibt nacheinander die Frauen. Zuletzt die Baronin v. Vrints, die Schwester des Wiener Ministers Grafen Buol-Schauenstein, sie ist der eigentliche tägliche gesellige Mittelpunkt.

„Man spielt dort alle Abend, auch die Frau vom Hause, und nicht ganz niedrig; ich wurde gescholten weil ich das für langweilig erklärte, und sagte ihnen, meine Rolle würde sein die Verlierenden auszulachen. Die Gesellschaft zieht Dich wohl nicht sehr an, mein geliebtes Herz, und es ist mir als täte ich Dir schlimm, daß ich Dich da hineinbringe, aber wie soll ichs vermeiden? Eine Bitte habe ich an Dich, aber behalt es für Dich, und tu nicht als ob ich ein Wort davon geschrieben hätte, gegen Mutschchen, sie macht sich sonst unnütze Gedanken davon: beschäftige Dich mit dem Französischen so viel Du kannst in der Zeit, aber tue als ob Du selbst darauf verfielst, daß es zweckmäßig sei. Lies französisch, aber wenn Du mich lieb hast, nicht bei Licht und nicht, wenn Dir die Augen schmerzen, dann bitte lieber Mutter, daß sie Dir vorliest, denn das Verstehn ist fast schwerer als das Sprechen. Weißt Du irgend ein beliebiges Möbel,

welches Du Dir zum Französischplappern in der Geschwindigkeit zulegen kannst, so nimm eins an, ich bezahle es gern. Du kommst hier doch in französisches Wesen und Reden hinein, es ist nicht zu vermeiden, daß Du Dich damit vertraut machst so gut Du kannst. Weißt Du keine Person, die Dir konvenirt und zu haben ist, so laß es, nimm überhaupt, darum bitte ich sehr herzlich, diesen Rath nicht schwer auf, nicht anders als ob ich Dich bäte Dir ein grünes oder ein blaues Kleid zu kaufen; es hängt das Leben nicht dran, Du bist meine Frau und nicht der Diplomaten ihre, und sie können ebensogut deutsch lernen, wie Du französisch. Nur wenn Du Muße hast, oder doch lesen willst, so nimm einen französischen Roman; hast Du aber keine Lust, so sieh dies als nicht geschrieben an, denn ich habe Dich geheiratet, um Dich in Gott und nach dem Bedürfniß meines Herzens zu lieben, und um in der fremden Welt eine Stelle für mein Herz zu haben, die all ihre dürren Winde nicht erkälten und an der ich die Wärme des heimatlichen Kaminfeuers finde, an das ich mich dränge, wenn es draußen stürmt und friert; nicht aber um eine Gesellschaftsfrau für Andre zu haben, und ich will Dein Kaminchen hegen und pflegen, und Holz zulegen und pusten, und schützen und schirmen gegen alles Böse und Fremde, denn es giebt nichts was mir nächst Gottes Barmherzigkeit teurer lieber und nothwendiger ist als Deine Liebe und der heimatliche Herd, der überall

auch in der Fremde zwischen uns steht, wenn wir beieinander sind. Nimm die Aenderung unsres Lebens nicht zu schwer und traurig; mein Herz hängt nicht, wenigstens nicht fest, an irdischer Ehre; ich gebe sie mit Leichtigkeit auf, wenn je unser Friede mit Gott oder unsre Zufriedenheit dadurch gefährdet sein könnte."

Sorgfältig und eingehend schreibt er an ihre Mutter. Johanna und er wollen in einer der reizenden Gartenvillen wohnen, die es gibt, dann wird alles schon leichter gehen, und schließlich, wenn sein Familienleben leiden sollte, wird auch ein Anderer hier Gesandter sein können. Beständig bitte er sie und Väterchen in seinen Gedanken um Vergebung, daß er ihnen die Freude und das Glück ihrer alten Tage nimmt und das heitere Kinderleben mit all seinen lieben Sorgen so weit von den Großeltern wegverpflanzt, Johanna zum zweiten Male aus dem Vaterhause führt. –

Rasch hat ihn seine neue Umwelt intimer erfaßt, aber auch sofort windet sein Urteil sich klar und sicher heraus, Unerläßlichkeiten und Schwierigkeiten seiner ersten Vorstellung werden gleichgültiger. Vor der Vornehmheit dieser Leute braucht Johanna sich nicht zu fürchten; nimmt man Gehalt und Geld weg, bleibt wenig übrig, die Versuchung ist groß, mit sich selbst recht zufrieden zu sein. Mit dem Geld aber ist Rothschild der Vornehmste: der alte Mann, den er einmal ergreifend schildert, mit seiner

ehrlichen Orthodoxie, seinem unverhehlten Respekt vor Bismarck, seinem gutmütig anbieterischen Gemauschel, und mit seiner herzenseinsamen Verlassenheit zwischen Leuten, die ihn betrügen, und erbungeduldigen Verwandten, die ihn geringschätzig schlecht behandeln. Die geistigen Qualitäten der Kollegen — —: „Kein Mensch, selbst der böswilligste Zweifler von Demokrat, glaubt es, was für Charlatanerie und Wichtigtuerei in dieser Diplomatie steckt.“ Und ein andermal: „Die Herren hier sind unausstehlich. Sowie ich einen anrede, setzt er ein diplomatisches Gesicht auf und denkt nach, was er antworten kann ohne zu viel zu sagen und was er über meine Aeußerungen nach Hause berichten kann. Die nicht so sind, konveniren mir noch weniger; sie reden Zweideutigkeiten mit den Damen, und letztre gehn ekelhaft darauf ein. Es macht mir einen weniger verderbten Eindruck, wenn eine Frau einmal gründlich fällt, aber die Scham im Herzen bewahrt, als wenn sie Freude an solchem Gerede findet, und ich schätze die Thun (die junge, schöne Frau des österreichischen Präsidialgesandten) deshalb, weil sie trotz des hier ziemlich allgemeinen Tons dergleichen sehr entschieden von sich fern zu halten weiß.“

Mit einer wohl etwas bedachtsamen Nonchalance behandelt Bismarck — erstlich weil die Großen dieser Welt ihr doch nicht so imponieren, und zweitens, damit sie keine Unbequemlichkeiten ahnt — die beginnenden Beziehungen zu den Frankfurt

benachbarten Höfen. Wichtiger ist es ihr, daß er über die kirchliche Sachlage berichtet. Zuerst war er in der lutherischen Kirche; ein nicht sehr begabter, aber doch gläubiger Pastor, die Gemeinde genau 22 Weiber und – die hohe Figur des Briefschreibers, so daß er fast gestört hat. Das nächste Mal in der französischen Kirche, wie wir schon erwähnt haben (S. 78). Johanna fragt zurück, ob es keine richtigen Altlutheraner gebe – wie sie sich in Preußen aus dem Widerstand der Strengen gegen die evangelische Union gebildet hatten; und er rechtfertigt, daß sie deshalb fehlen, weil es hier eben keine Union gibt, er will sich aber noch näher umtun. Doch, wie in allen Fällen, muß er dem Gewissen gehorchen, das ihm bei dieser Gelegenheit das hinzugefügte Eingeständnis abzwingt: er selber ist noch wieder zu den Reformierten gegangen, weil es nicht dazu reichte, zu einem gut empfohlenen lutherischen Pastor drüben in Sachsenhausen zu gehen. Abends im Bett liest er sein Kapitel aus dem Neuen Testament und fährt fort, sich dieses Buch in seiner abgeklärten, resignierten Altersweisheit einer fernen verlebten Welt nun erst richtig als reif verstehender und unabhängig lesender Mann zu entdecken. Dies alles in der gleichen Zeit, da er nun der politischen Welt um sich her staunend betroffene Überraschung erregt und zugleich durch seine regen Berichte und Briefe nach Berlin Einfluß auf die Meinungen und die Haltung der Regierung zu gewinnen beginnt. Und während

er über die joviale Unverschämtheit des österreichischen Präsidiums seine ersten Siege erficht, denkt dieser für alles Menschliche so feinfühlig geöffnete Mann daran, daß Hildebrand, sein Diener, bei einem Ausflug nach Heidelberg zum erstenmal im Leben in richtige Berge kommen und auf gewachsenen Felsen treten wird, und hält das nicht zu gering, um es im Briefe an Johanna anzumerken.

Und sie legt ihm ein Waldmeisterstengelchen aus der Heimat in den Brief und ein andermal ein Maiglöckchen. Kleine, etwas ängstliche Briefe, und wir sind dabei doch längst so froh, daß er, der nun im geselligen Treiben einer vornehmen und reichen Gesellschaft mitschwimmt – heiter, unterhaltend, angezogen, überlegen, sieghaft, auch geschmeichelt, – und bei allem frei und gesund daß er gerade diese Frau hat, die ihm für all die Dinge nicht etwa zu einfach ist, sondern viel zu gut und mit ihm zusammen darüber weggerückt. Und einmal wird sie auch körperlich da sein und bei ihm bleiben; dafür macht er jetzt schon Pläne, ihr dann alles zu zeigen: wieder zu zeigen, was ihnen auf der Hochzeitsreise verkürzt wurde, und neu hinzuzuzeigen, was der Umherstreifende entdeckt hat. Ja, wie hat sich alles gefügt; wie hätten sie damals, bei der Hochzeitsreise, gedacht, „daß wir beide aus unser pommerschen harmlosen Einsamkeit hier auf die Höhen des Lebens, weltlich zu reden, und auf politische Vorposten an den Rhein ge-

schleudert werden würden!" Gelegentlich muß er dazwischen zur Vorsicht und Mäßigung mahnen; denn auf seine kritischen Reflexionen über die Frankfurter Verhältnisse und Menschen reagiert allzuleicht eine Antwort von ihr, die allzu herbe seine Kritik über den beabsichtigten Inhalt hinaus umdeutet. Das geht nicht, schon weil es für Diplomatenbriefe kein Thurn- und Taxissches Postgeheimnis – aus Gefälligkeit gegen Österreich – gibt und viele Briefe erbrochen werden. Sie soll auch in ihrem Kreise vorsichtig sprechen, denn selbst die Badehütten in Stolpmünde haben Ohren, und was ungeschickt weitergelangt, wird schließlich in Frankfurt oder Sanssouci mit Sauce aufgewärmt.

Derselbe Brief, vom 3. Juli 1851, enthält die oft zitierte, berühmt gewordene Stelle. Er war in Wiesbaden und hat sich „mit einem Gemisch von Wehmut und altkluger Weisheit die Stätten früherer Torheit angesehen. Möchte es doch Gott gefallen, mit seinem klaren und starken Weine dieses Gefäß zu füllen, in dem damals der Champagner 22jähriger Jugend nutzlos verbrauste und schale Neigen zurückließ. Wo und wie mögen Isabella Loraine und Miß Russel jetzt leben; wie viele sind begraben, mit denen ich damals liebelte, becherte und würfelte, wie hat meine Weltanschauung doch in den 14 Jahren seitdem so viele Verwandlungen durchgemacht, von denen ich immer die gerade gegenwärtige für die rechte Gestaltung hielt, und wie vieles ist mir



Johanna von Bismarck, geb. von Puttkamer.
Gemälde in Friedrichsruh von Prof. Jakob Becker.



jetzt klein, was damals groß erschien, wie vieles jetzt ehrwürdig, was ich damals verspottete ... Ich begreife nicht, wie ein Mensch, der über sich nachdenkt und doch von Gott nichts weiß oder wissen will, sein Leben vor Verachtung und Langeweile tragen kann, ein Leben, das dahin fährt wie ein Strom, wie ein Schlaf, gleichwie ein Gras, das bald welk wird; wir bringen unsere Jahre zu wie ein Geschwätz. Ich weiß nicht, wie ich das früher ausgehalten habe; sollte ich jetzt leben wie damals, ohne Gott, ohne Dich, ohne Kinder – ich wüßte doch in der Tat nicht, warum ich dies Leben nicht ablegen sollte wie ein schmutziges Hemde; und doch sind die meisten meiner Bekannten so, und leben ... Schließ nicht aus diesem Geschreibsel, daß ich gerade besonders schwarz gestimmt bin; im Gegenteil – gesund und heiter, aber etwas Wehmut, etwas Heimweh, Sehnsucht nach Wald, See, Wiese, Dir und Kindern, alles mit Sonnenuntergang und Beethovenscher Symphonie vermischt. Statt dessen muß ich nun langweilige Fürstlichkeiten besuchen ..." Auch ein anderer Brief ist in ähnlichem Sinne bezeichnend. Er saß mit Fürst Lynar, einem Legationssekretär von der Gesandtschaft, abends in Rüdesheim. „Mein kleines Testament und der Sternhimmel brachten uns auf christliche Gespräche, und ich rüttelte lange an der Rousseauschen Tugendhaftigkeit seiner Seele, ohne etwas andres, als daß ich ihn zum Schweigen brachte." Er hat „ähnliche

Ansichten aus der – von Bonnen und Hauslehrern mißhandelten – Jugend mitgebracht wie ich, ist aber befriedigter darin, als ich jemals war."

Es huscht schon durch einen Brief, er könne einmal Minister werden. Und zwar dann kein anhalt-bernburgischer. Ganz Fremdes ist das in seinem Leben nicht; die Mutter hat das Wort in seine Wiege gesteckt, bei Dessertreden hat man es schon vor sieben Jahren von ihm verlangt, in den Revolutionsjahren hat mancher als ultima ratio oder mit Entsetzen daran gedacht. Aber nun wird es vernünftig greifbar. Übrigens, wie gesagt, nur ganz flüchtig huscht es vorüber. Er hat immer nur etwas richtig machen, nie etwas werden wollen, und immer hat die Gegenwart alles Persönliche bei ihm intensiv beschäftigt. Jetzt stehen vor ihm durchaus die Frankfurter Aufgaben. Dabei faßt er zurzeit die Rolle der Gesandtenfrau immerhin noch etwas feierlicher auf, als wie Johanna sie dann später praktisch auf sich nehmen wird. „Da wird mein Niedchen sehr steif geschnittene Hecke spielen müssen... und erschrecklich vornehm tun." Das ist ihr doch eigentlich niemals eingefallen. Und als es so weit war, hat er doch nur gesorgt, daß sie's so halten konnte, wie zu ihr paßte und zu ihr stand.

Im selben Juli 1851 besuchte er sie in Pommern und mußte bald nach Mitte des Monats wieder abreisen. Anfangs August hatte er, ohne sonstige Veranlassung, noch immer keine Nachricht

von ihr. Das ließ ihn wieder sehr schlimme Tage durchkosten und machte ihn, höchst bezeichnend für sein selbst durch Arbeit nicht momentan einzulullendes Temperament, unbrauchbar für sein Amt. Nach weiterem peinlichen Harren und Anfragen löste endlich ein wohltätiger Briefregen die furchtbare Unruhe. „Denn als der 17te, 18te, 19te Tag verging ohne eine Spur von Deiner sonst fleißigen Feder, so erschöpfte ich mich in abenteuerlichen Vermuthungen, bald war ich böse und besann mich wie ich Dich schelten wollte, bald gewann Besorgnis die Oberhand, ich ging traurig zu Bett und wachte mit der Art von Schreck auf, die in unangenehmen Lagen die erste Wiederkehr des Bewußtseins zu begleiten pflegt. Nun ist alles wieder gut, ich will auch nicht weiter schelten, sondern mich freuen, daß es Dir und den Kindern wohl geht und Du gutes Wetter zum Baden hast."

Noch wieder wird er tödlich erschreckt durch ihre Meldung über eine Erkrankung der kleinen Marie, in Reinfeld, die „wenig Hoffnung" läßt; wenigstens von Berlin aus kann er sich, durch Gefälligkeit der Kreuzzeitungsredaktion, weitere — beruhigende — Nachricht telegraphieren lassen, die er Johanna sogleich durch Expreßbestellung dorthin zu senden veranlaßt. Inzwischen sucht er Wohnung, da er jetzt, im August, aus dem beigeordneten und stellvertretenden Geheimen Legationsrat zum amtlich bestallten Gesandten wird, und findet eine Villa in schönem Garten,

„blumig und elegant", an der Bockenheimer Landstraße, Nr. 40. Zum Oktoberanfang kann er Johanna abholen und heimführen; endlich ist der Tag da, dem er mit so schwer ertragener Sehnsucht entgegengesehen hat. Noch immer mit vieler Sorge, wie sie sich in eine Geselligkeit schicken wird, die ihr nachhaltigen Stoff zur Entrüstung geben muß und die ihn selber, vertraulich Dritten gegenüber, den Ton der „schönen Löwinnen von Frankfurt" und „hübschen üppigen Weiber der hiesigen Bankier-Aristokratie" schlechtweg als an das Lüderliche streifend bezeichnen läßt, so daß er, aus Rücksicht auf seine Frau als abwesenden Teil, bei Landpartien abzusagen beginnt. Was er über die häufig fühlbare Rolle des Joseph vis-à-vis Frau Potiphar andeutet, haben andere bestätigt und geben das weitere Bild: „Das nicht immer willige oder neidlose Aufmerken der Herren, die Neugier und die kokettierende Kampflust der Damen" waren die Erscheinungen, die jeden Eintritt Bismarcks in eine Gesellschaft begleiteten; seine heitere, schlagfertige Sorglosigkeit blieb dann der Ton, auf den er in leichter, ruhiger, sprühender Laune seine Umgebung stimmte, soweit sie versuchen konnte, sich mitzubehaupten. Als Johanna dann zum Herbst 1851 ankam, ließ sich alles anfangs problematisch Gewesene schon einigermaßen nach Wahl handhaben. Bismarck spricht doch meist, trotz der notwendig zu gebenden Diners seines französischen Kochs, von ihrem „stillen" Hause, und

lebhaft klingt das Gefühl der Gemütlichkeit in ihrem schönsten und tiefsten Sinne auf. Seine Briefe über seine Frau bleiben voll gerührten Lobes, sie parliert bald mit besuchenden Ausländerinnen „wie ein Wasserfall" französisch und faßt im übrigen die Dinge ohne Menschenfurcht mit gesundem Menschenverstand auf.

„Am Sonntag (1. Febr. 1852) haben wir ein großes Diner bei dem Großherzog in Darmstadt gehabt. Johanna war sehr stattlich in blau und weißem Atlas, unterhielt bei Tische den harthörigen Erbprinzen und einen stocktauben alten Minister mit sonorer Stimme, und die Regierende, eine bairische Prinzessin, sagte mir viel Schmeichelhaftes über den ‚guten Blick' meiner Frau, worüber sich Dein mütterliches Herz gefreut haben würde. Im Übrigen führen wir ein in seiner Bewegtheit doch einförmiges Leben. Meine Zeit ist gewöhnlich vom Morgentee bis um 12 durch Besuche von Gesandten und noch mehr durch Vorträge der Beamten unsrer Gesandtschaft ausgefüllt, dann habe ich Sitzungen, deren Schluß in den Stunden von 1 bis 4 unregelmäßig fällt und mir dann bis um 5 entweder Zeit läßt auszureiten und die nötige eigenhändige Korrespondenz zu besorgen, oder nur zu letzterer. Um 5 erscheint ein uralter trockner Hofrat, der seinen Posten schon seit 1816 bekleidet und Kelchner genant wird, um mir die zur Poststunde nötigen Unterschriften abzulocken, dann essen wir, meist in Gesellschaft eines oder beider

Attaché's, und die Verdauungsstunde, obschon ich oft mit dem letzten Bissen im Munde schon wieder abgerufen werde, bildet doch gewöhnlich den behaglichsten Theil des Tages, wo ich von Johanna und den Kindern umgeben rauchend im großen Tigerstuhl liege und einige 20 Zeitungen durchblättre. Um 9 oder halb 10 heißt es dann gewöhnlich der Wagen ist da, und wir stürzen sehr übellaunig und voll bittrer Betrachtungen über die Sonderbarkeit der geselligen ‚Vergnügungen' in der europäischen Welt, zum Anziehn." „Das Leben wäre um so vieles angenehmer, wenn die Vergnügungen nicht wären," das wird zum durchgehenden Motto. „Johanna hat das Privilegium mitunter unwohl zu sein, sonst klatscht sie mit Müttern, während ich mit den Töchtern tanze oder mit den Vätern ernsthaften Unsinn rede. Gegen 12 oder auch später sind wir wieder zu Hause und ich lese im Bett was zu lesen ist, und schlafe dann, bis mich Johanna zum 3. Male fragt, ob ich nie aufstehn wollte. Unsre Wohnung liegt über 1000 Schritt vom [Bockenheimer] Tor, was uns einige Illusion von ländlicher Unabhängigkeit giebt, die ich selbst wenn der Wind wie heut um die Hausecken heult und den Regen rasselnd gegen die Fenster treibt, dem klapprigen Lärm und den dumpfigen Straßen der Stadt vorziehe. Meine wiederholten Reisen nach Berlin bringen einen störenden Wechsel in unsre Existenz. Für mich ist dort mehr Ehre als Vergnügen; jetzt ist alles Sonnenschein dort

für mich, wenn ich hinkomme, der Hof verzieht mich, die Großen schmeicheln mir, die Geringen wollen etwas von mir oder durch mich, und ich brauche bisher keine große Anstrengung um die Idee festzuhalten, daß diese ganze goldbeblechte Schützenkönigsherrlichkeit vielleicht übermorgen vorbei ist und ich an einem Hoffest ebensoviel kühle Rücken um mich her sehe, als jetzt freundliche Gesichter. Wie dem Reisenden der warme und ruhige Platz am Feuer, so schwebt mir ein unabhängiges Familienleben auf dem Land durch alle politischen guten und schlechten Wetter hindurch als angenehmes Ziel vor, welches ich, solange ich mich rüstig fühle, nicht eigenmächtig herbeiziehn, aber doch gern kommen sehn werde, sobald es Gottes Wille ist. Der Strom der Zeit läuft seinen Weg doch wie er soll, und wenn ich meine Hand hineinstecke, so tue ich das, weil ich es für meine Pflicht halte, aber nicht weil ich seine Richtung damit zu ändern meine."

Bei einer dieser Anwesenheiten in Berlin, wo er noch Mitglied der II. Kammer war, hatte er am 25. März 1852 das bekannte Pistolenduell mit dem Führer der liberalen Mittelpartei, Freiherrn Georg Vincke, das die Folge eines parlamentarischen Zusammenstoßes war und unblutig verlief, morgens im Wald am Seeufer bei Tegel. Vom Mittagessen bei seiner Schwester, Frau von Arnim, schrieb er dann an Johanna; über das Duell nur erst: „inzwischen [bis er übermorgen wiederkomme] ängstige Dich nicht über Zeitungs-

geklatsch, mein Niedchen, und glaube nicht, daß ich mit Vincke und Harkort in gefährlichen Beziehungen stehe, das ist alles beseitigt, darauf gebe ich Dir mein Wort.“ Wie er sich dann vor ihr wegen des Zweikampfes gerechtfertigt hat, das ersehen wir ungefähr aus der Weise, wie er es brieflich gegenüber der Mutter getan hat. Er erzählt anschaulich die Veranlassung und den ganzen Hergang, das schöne Wetter und den Morgengesang der Vögel im Walde, seine dadurch beherrschte Stimmung – nur der Gedanke an Johanna, sonst wäre ihm im Sonnenschein alles so leicht und untraurig erschienen. Die konservativsten Freunde, darunter General Gerlach und Kleist-Retzow, waren der Ansicht gewesen, es müsse sein, auch Büchsel – der damalige Pfarrer an St. Matthäi, nachmals Generalsuperintendent, seit 1853, der Hort aller nach Glaubensgewißheit Verlangenden in Berlin – hatte, als er zu Bismarck am Abend vorher zu einer Betstunde kam, „keinen Ausweg gesehen“ und wohl nicht zu sehen bekommen. Aber daß Bismarck nicht dankbar gerührt war, als er seinen Gegner ganz unverletzt sah und er also richtig vorbeigeschossen hatte (da er die Sache nicht als Spielerei behandeln wollte), dies erspart er der Mutter doch nicht zu hören.

Es war in der Zeit, da Johanna ihr drittes Kind erwartete. Im fünften Jahre waren sie nun verheiratet, und nach allen kleinen Stäubchen, die doch auch hier, wie immer bei Menschen,

die irgend mehr als Nullen sind, wegzublasen gewesen waren, hatten sich die Seelen blank und fest aneinandergelegt, und sie haften nun ineinander wie Form und Matrize. Es gibt nichts mehr, was Eines durch den Anderen erschrecken kann, nur noch für ihn. Aber es gibt auch nichts, was unterlassen wird, falls es für den Andern geschehen kann – und wenn es das Opfer des Zwickelbarts ist, den Bismarck, weil er ihr nicht gefällt, gegen die eigene ästhetische Überzeugung abschneidet, „sodaß ich nun ganz wie ein junges Mädchen mit etwas Schnurrbart aussehe“.

Unter den Reisen dieses Jahres 1852 ist der politische Auftrag, der ihn im Juni nach Wien und weiter nach Ofen, da der Kaiser Franz Josef dort ist, führt. Da wacht, in Wien und an der Donau, die Hochzeitsreise mit ihren ersten Tagen auf. Mag der stets ausgebend Überreiche, stets zu Mitteilungen Gedrängte von dieser Reise mit ihrer Ungarnfahrt auch Anderen erzählt haben, es gleicht doch nichts an Fülle und Inhalt den Briefen an sie, die Einzige, die immer dabei sein muß; und durch alle klingt der Ton, wie in dem Wort von dem bärenmützigen Grenadierposten mit dem aufgepflanzten Bajonett auf der nächtlichen Ofener Burg, der „auf der Terrasse über der Donau steht und vielleicht auch an seine Nanne denkt“.

Hier nur eine Probe dieser weitschichtigen Schilderungen – leider! „In den vorhandenen

Atlanten wirst Du eine Karte von Ungarn finden, auf dieser einen Fluß Theiß, und wenn Du den über Szegedin hinauf nach der Quelle suchst, einen Ort Szolnok, von dem Dein Liebster Dir schreibt ...

„Der Ort liegt am Rande der ungrischen Steppen zwischen Donau und Theiß, welche ich mir Spaßes halber ansehn wollte. Man ließ mich nicht ohne Eskorte reisen, da die Gegend durch berittne Räuberbanden, hier Petyaren genannt, unsicher gemacht wird. Nach einem komfortablen Frühstück unter dem Schatten einer schönhausigen Linde, bestieg ich einen sehr niedrigen Leiterwagen mit Strohsäcken und 3 Steppenpferden davor, die Ulanen luden ihre Karabiner, saßen auf, und fort gings im sausenden Galopp. Hildebrand, ein ungrischer Lohndiener auf dem Vordersack, und als Kutscher ein dunkelbrauner Bauer mit Schnurrbart, breitrandigem Hut, langen, speckglänzenden schwarzen Haaren, einem Hemd, das über dem Magen aufhört und einen handbreiten dunkelbraunen Gurt eigner Haut sichtbar läßt, bis die weißen Hosen anfangen, von denen jedes Bein weit genug zu einem Weiberrock ist, und die bis an die Knie reichen, wo die bespornten Stiefel anfangen. Denke Dir festen Rasengrund, eben wie der Tisch, auf dem man bis an den Horizont meilenweit nichts sieht, als die hohen kahlen Bäume der für die halbwilden Pferde und Ochsen gegrabenen Ziehbrunnen (Püttschwengel). Tausende von weißbraunen

Ochsen mit armlangen Hörnern, flüchtig wie Wild, von zottigen unansehnlichen Pferden, gehütet von berittnen halbnackten Hirten mit lanzenartigen Stöcken, unendliche Schweineherden, unter denen jederzeit ein Esel, der den Pelz (bunda) des Hirten trägt und gelegentlich ihn selbst, dann große Schaaren von Trappen, Hasen, hamsterartige Zeisel, gelegentlich an einem Weiher mit salzhaltigem Wasser wilde Gänse, Enten, Kibitze, waren die Gegenstände, die an uns und wir an ihnen vorüberflogen, während der 3 Stunden, die wir auf 7 Meilen bis Ketskemet fuhren, mit etwas Aufenthalt in einer Csarda (einsames Wirtshaus). Ketskemet ist ein Dorf, dessen Straßen, wenn man keinen Bewohner sieht, an das Kleine-Ende von Schönhausen erinnern, nur hat es 45000 Einwohner, lauter Bauern, ungepflasterte Straßen, niedrige, orientalisch gegen die Sonne geschlossene Häuser, mit großen Viehhöfen. Ein fremder Gesandter war da eine so ungewöhnliche Erscheinung und mein magyarischer Diener ließ die Excellenz so rasseln, daß man mir sofort eine Ehrenwache gab, die Behörden sich bei mir meldeten, und Vorspann für mich requirirt wurde . . .

„Um die Zeit wo Du heut morgen aufwachtest, hast Du schwerlich gedacht, daß ich in dem Augenblick in Cumanien in der Gegend von Felegyháza und Csongrad mit Hildebrand im gestreckten Galopp über die Pusta (Steppe) flog, einen liebenswürdigen sonnenverbrannten Ulanenoffizier neben

mir, jeder die geladnen Pistolen vor sich im Heu liegend, und ein Kommando Ulanen, die gespannten Karabiner in der Faust, hinterherjagend. Drei schnelle Pferdchen zogen uns, die unweigerlich Rosa (sprich Ruscha) Csillak (Stern) und der nebenlaufende Petyar (Vagabund) heißen, von dem Kutscher ununterbrochen bei Namen und in bittendem Ton angeredet werden, bis er den Peitschenstiel quer über den Kopf hält, und mega, mega (halt an) ruft, dann verwandelt sich der Galopp in sausende Carriere. Ein sehr wohlthuendes Gefühl. Die Räuber ließen sich nicht sehn; wie mir mein netter brauner Lieutenant sagte, würden sie schon vor Tagesanbruch gewußt haben, daß ich unter Bedeckung reiste, gewiß aber seien welche von ihnen unter den würdig aussehenden stattlichen Bauern, die uns auf den Stationen aus den gestickten bis zur Erde gehenden Schafpelzmänteln ohne Aermel ernsthaft betrachteten und mit einem ehrenfesten istem adiamek (Gelobt sei Gott) begrüßten. Die Sonnenhitze war glühend den ganzen Tag, ich bin im Gesicht wie ein Krebs so rot. Ich habe 18 Meilen in 12 Stunden gemacht, wobei noch 2 bis 3 Stunden, wenn nicht mehr auf Umspannen und Warten zu rechnen sind, da die 12 Pferde, die ich brauchte für uns und die Bedeckung, erst gefangen werden mußten. Dabei waren vielleicht $^1/_8$ des Weges tiefster Mahlsand und Dünen, wie bei Stolpmünde. Um 5 kam ich hier an, wo ein buntes Gewühl von Ungarn,

Slowaken, Wlachen die Straßen (Sz. ist ein Dorf, von etwa 6000 Einwohnern, aber Eisenbahn- und Dampfschiffstation an der Theiß) belebt, und mir die wildesten und verrücktesten Zigeunermelodien ins Zimmer schallen. Dazwischen singen sie, durch die Nase mit weit aufgerissenem Munde, in kranker klagender Molldissonanz, Geschichten von schwarzen Augen, und von tapferm Tod eines Räubers, in Tönen, die an den Wind erinnern wenn er im Schornstein lettische Lieder heult. Die Weiber sind im Ganzen gutgewachsen, aber von Gesicht, bis auf einige ausgezeichnet schöne, nicht hübsch, alle haben pechschwarzes Haar, nach hinten in Zöpfe geflochten, mit roten Bändern darin. Die Frauen entweder lebhaft grünrote Tücher oder rotsametne Häubchen mit Gold auf dem Kopf, ein sehr schön gelbes seidnes Tuch um Schulter und Brust, schwarze auch urblaue Röcke und rote Saffianstiefel, die bis unter das Kleid gehn, lebhafte Farben, meist ein gelbliches Braun im Gesicht, und große brennend schwarze Augen. Im ganzen gewährt so ein Trupp Weiber ein Farbenspiel, das Dir gefallen würde, jede Farbe am Anzug so energisch wie sie sein kann. Ich habe nach meiner Ankunft um 5, in Erwartung des Diners, in der Theiß geschwommen, Csardas tanzen sehn, bedauert, daß ich nicht zeichnen konnte, um die fabelhaften Gestalten für Dich zu Papier zu bringen, dann Paprika-Hähndel, Stürl (Fisch) und Tick gegessen, viel Ungar getrunken, an

Nanne geschrieben, und will nun zu Bett gehn, wenn die Zigeunermusik mich schlafen läßt. Gutenacht mein Engel. Istem adiamek."

* * *

Am 1. August 1852 — so stellte man es danach fest — wurde der zweite Sohn des Hauses geboren. Nach viel Angst und Weh der Erwartung und Todesgedanken, worin er sie kräftig getröstet, schließlich „leicht und glücklich . . . gerade als es zum letzten Mal Mitternacht schlug. Ist das am 1. oder 2. August? Darüber muß abgestimmt werden, er schrie in den Uhrschlag."

Bismarck hatte um diese Zeit den ersten politischen Austausch mit dem zu Koblenz als Militärgouverneur für Rheinland und Westfalen residierenden Prinzen von Preußen angeknüpft. Er bat ihn auch Pate zu sein, trotz der bisher bewiesenen nicht undeutlichen Zurückhaltung — hierfür kommt außer noch nicht richtig geklärten Meinungsverschiedenheiten in Betracht, daß der eng mit Bismarcks verwandte und befreundete von Kleist-Retzow als Oberpräsident in Koblenz sich in schroffen politischen Gegensatz zu dem Hofe des Prinzen gesetzt hatte. Der Prinz nahm es an und ließ sich bei der Taufe am 20. September vertreten, so daß der Knabe, „zu Johannas Kummer", wie Bismarck gelegentlich erwähnt, den Namen Wilhelm empfing. — Sehr leidig war Bismarcks ein bald danach notwendiger plötzlicher Umzug, weil die Villa vom Besitzer verkauft war, mit

dem ganzen allmählich auf zwölf Dienstboten angewachsenen Train. Sie wohnten nun in einem Hause der Gallusstraße, mit einem kleinen Garten, in behaglichen Räumen, die gelegentlich zu Ballfesten dienen und auch einige Wohngäste aufnehmen konnten. Die ständigsten von diesen waren die Eltern von Frau von Bismarck, die auch nach Wilhelms Geburt gekommen und lange geblieben waren.

Wie früher, hatte Bismarck auch in Frankfurt genug zu klagen, daß Johanna ihre Kräfte übermäßig anspanne. Das zweimalige Nähren, sowie das ihr nicht zu entwindende Schlafen „mit den kleinen Schreihälsen" zusammen nahmen sie sehr mit; dazu war auch jetzt sehr häufig eines unter den Kindern krank und machte Unruhe oder überschätzte Sorge; „Johanna reibt sich in excessiven Ängsten und Anstrengungen bei kleinen Vorkommnissen auf". Er wußte dann wieder allerlei Wege, ihr wenigstens zeitweise ein freieres Gefühl und anregende Erholung zu erzwingen. Alles in allem klingt es mehr als einmal auf: „es gefällt mir in Frankfurt und Johanna auch", und schließlich haben beide auf die Frankfurter Jahre als auf eine besonders schöne und glückliche Zeit zurückgesehen. Sie waren ja noch nie so dauernd vereinigt gewesen, als seit dieser zuerst so bange begrüßten Übersiedlung nach Frankfurt.

Mit den Eltern auch war Johanna nebst den Kindern im Sommer 1853 in der Schweiz.

Bismarck machte zunächst eine Nordseereise – in Ostende war der Prinz von Preußen –, die den Stoff gibt zu seinen schilderungslebendigen und drastischen Briefen aus Belgien, Holland und Norderney. Dann ging er den Seinen nach, die zuerst in Interlaken gewesen waren, und sie lebten alle längere Zeit in Vevey. Während die Kinder dort mit den Großeltern blieben, ritt er mit Johanna zum Abschluß über den Großen St. Bernhard, wo sie auf italienischer Seite im Frühherbst schon solche Winterlandschaft fanden, daß sie nach Genua fuhren. Hier hatte er einen heftigen Kolikanfall, der sie in Genua festhielt und die Rückreise über Turin, Mont-Cénis, Chambéry und Genf nach Vevey noch beeinträchtigte; in der zweiten Oktoberhälfte kamen sie wieder nach Frankfurt heim, mit den Eltern.

Bald danach kam Keudell zu Besuch, eingeladen, auf seiner Durchreise nach Paris zu verweilen. Er erzählt hübsch von flott galoppierenden Ausritten im herbstbunten Frankfurter Walde, woran auch Frau von Bismarck auf eleganter Rappstute teilnahm, von selbstverständlichen Gesellschaften, von intimer politischer Unterhaltung im traulichen Wohnzimmer und dämmernden Stimmungen zur Musik. Man liest das wie das Symbol des häuslichen Lebens, das nun bleiben wird. Die eheliche Zweieinheit hat ihren Raum nicht weggegeben, sie bedarf seiner nur nicht mehr, um sich noch zu befestigen. Nun steht es

tiefeingeschrieben in diese Frau, die unfraglich so vieles in Bismarck gestärkt, an der er sich geprüft und geläutert hat, – tiefeingeschrieben jenes am schönsten von Th. Storm Gesagte:

So komme, was da kommen mag!
So lang du lebest, ist es Tag.

Und geht es in die Welt hinaus,
Wo du mir bist, bin ich zu Haus.

Es ist doch wohl nicht bloß auf äußere Dinge zu beziehen, wenn Bismarck als alter Mann es mehrfach zu Abordnungen wiederholt hat: Die Überzeugung einer Frau ist nicht so veränderlich, sie entsteht langsam, nicht leicht; ist sie aber einmal entstanden, so ist sie weniger leicht zu erschüttern.

Politik und Gesellschaft zwischen orden- und brillantenübersäeten Menschen, und wenige Stunden, die ihnen allein geschenkt sind, aber die ihnen doch immer nur sagen, daß ihr Leben eines geworden und ihrer beiden Gemeinsames ist. Auch die Politik selbst, die in dies unser Büchlein nicht gehört. Treu begehrt Johanna ihren Anteil, der ihn so hoch erfreut, am Wissen dessen, was ihn beschäftigt; und wie naiv sie in vielem immer bleibt, so weiß er doch, welchem instinktsicheren, im Menschlichen fein empfindenden Verständnis er zu berichten, sich aus diesem die eigene Auffassung zu bestätigen vermag. Und sie ist seine Frau und tut, was sie ihm schuldet, gern. Ihre Bälle und kleinen oder großen „Zauberfeste“ sollen

hübsch sein, „daß alle Gemüter befriedigt davon gehen, wenn der Reigen verhallt ist“ (aus einem Brief von ihr an Keudell). Ihre Sache freilich wird dieses tagtägliche Treiben in Lustbarkeiten niemals werden; man wird „schrecklich langweilig durch so viele Vergnügungen, und träge dazu“.

Daß im Bismarckschen Hause auch öfter für den Empfang fürstlicher Gäste Vorbereitungen zu treffen waren, erfahren wir nebenbei; im ganzen wurde Johanna von seinen lebhaften, an höchste Stellen gerichteten Aktionen, die der richtigen Beeinflussung und Unterstützung der preußischen Politik galten, nicht allzusehr berührt, und das war ihr auch am liebsten. Ein Vorkommnis aber müssen wir erwähnen; es ist in zu viel Hinsichten charakteristisch. Im Spätsommer 1855 war der preußische Hof auf Burg Stolzenfels bei Koblenz, und Bismarck dort mit anwesend. Da seine Frau der Königin noch nicht vorgestellt war, ließ er sie hinkommen. „Se. Majestät ignorierten sie aber vollständig,“ erzählt Bismarck an Leopold von Gerlach, „auch als wir en très-petit comité einige Stunden lang auf dem Dampfschiffe zusammen waren; die Königin war leidend und hatte daher nicht viel für sie übrig, und die Prinzessin von Preußen behandelte sie mit gesuchter Zurücksetzung, während alle übrigen Gesandtenfrauen sich des Sonnenscheins der Gnade der Herrschaften in hohem Maße erfreuten. Wenn auch der Prinz von Preußen mit großer Liebens-

würdigkeit sich der merklichen Verlassenheit meiner Frau annahm, so kam doch ihr unverdorbener hinterpommerscher Royalismus etwas tränenschwer aus dieser Probe zurück.“ Noch monatelang grollt Bismarcks Zorn über diese Kränkung nach, die ihn schwerer traf, als alles, was ihm selber hätte passieren können. Wenn sie an einer bestimmten Stelle der Absicht, nicht etwa bloß der wahrscheinlichen falschen Einschätzung der Frau von Bismarck entsprang, so müssen wir hierbei als erschwerendes Novum an Bismarcks scharfe politische Bemühungen im Jahre 1854, die ihn wochenlang am Berliner Hof festhielten, denken gegen die zärtlich „westmächtliche“ Haltung des prinzlichen Paares, Augusta und Wilhelm, und seinen schließlich vollkommenen Erfolg. Seiner Frau aber redete Bismarck die Kränkung mit vielen Gründen und Erklärungen aus, und ihr Bericht an Keudell ist denn auch ohne alle Verstimmung, erzählt von der wunderschönen Apollinariskirche und dem herrlichen Ahrtal, in das Bismarck und sie zum Abschluß allein noch ausflogen.

Allmählich erwachsen auch in Frankfurt ein paar gute echte Freundschaften, zwar nicht als Auslese aus dem amtsgegebenen „Verkehr“, sondern wenigstens in der Hauptsache neben ihm. Wir haben schon am Anfang dieses Buches daran gestreift. Erstlich die Familie des Professors Jakob Becker (1810 – 1872), eines seinerzeit vorteilhaft bekannten Genremalers düsseldorfischer Schule und Lehrers am Städelschen Kunstinstitut.

Beckers waren sehr musikalisch, Frau Becker hatte eine für Frau von Bismarck sehr anziehende Stimme, wenn sie ihre „weichen sanften Melodien ohne Leidenschaft“ sang, „klar und herzerfreuend wie ein stiller warmer Frühlingsabend . . . Sehr liebe Leute, die ich viel öfter sehen möchte, wenn ich nur könnte,“ wie Johanna bald nach der Bekanntschaft schreibt. Auch auf eine der Töchter, später Frau Marie Meister, Gattin eines der Besitzer der Höchster Farbenwerke, erstreckte sich diese treu weiterdauernde, durch den Abschied von Frankfurt nur örtlich beeinträchtigte herzliche Zuneigung. Daneben wurde ihr die Gemahlin des oldenburgischen Bundesgesandten von Eisendecher, „die Dexel“, wie sie in den Briefen Bismarcks an seine Frau mit gemütlicher Intimität figuriert, eine treue Freundin für das Leben.

Man muß Frau von Bismarcks Briefe an Keudell in dessen erwähntem Erinnerungsbuche lesen, um sie recht kennen zu lernen. Sie schreibt gerne und hübsch, mit viel feinem Humor an ihn, und mancher Gedanke aus ihrem Leben abstrahiert oder formuliert sich für ihn. An diesen Alters- oder vielmehr Jugendgefährten vermag sie auch über ihren Mann zu schreiben, ihre Beschäftigung durch ihn in Herzen und Gedanken, oder auch Momentbilder, ganz so, wie er selber sie liebt. Man darf wohl nach dem jetzt zugänglichen Material nicht entscheiden wollen, ob seine Art so auf sie übergegangen ist, oder ob wir hier eine der Verwandtschaften fassen, die

die Beiden zusammengeführt haben. – „Er wandelt eben ganz lang und grün durch alle Zimmer, läßt Sie herzlich grüßen und hat auf meine Frage um mögliche Bestellung an Sie keine Antwort, als die Bitte, Sie möchten Rübezahl grüßen, wenn Sie ihn sähen, das wäre der einzige Bekannte, den er in Schlesien hätte.“ Grün – durch den berühmten, in Memoiren und Schilderungen vielerwähnten Schlafrock aus hellgrünem, großgeblümten Seidendamast, womit ihn Johanna zu Weihnachten 1853 „verwöhnt“, der „leider meiner Neigung, im Morgenkostüm zu bleiben, neuen Verschub leistet“, so daß ihn richtig so ziemlich die ganze diplomatische Herrenwelt kennen und beachten gelernt hat.

Zwei politisch wichtig für Bismarck werdende Reisen nach Paris (1855, bei Gelegenheit der ersten Weltausstellung, und 1857) und namentlich ein Ausflug von 1857, der auf Grund von Verabredungen und Einladungen nach Dänemark und Schweden führt, während Johanna in Stolpmünde ist, geben Anlaß zu neuen, umfassend schildernden Briefen, wie wir sie schon kennen. Johanna ist glücklich über seine Befriedigung und die Heiterkeit dieser mit besonderer Spannung angetretenen skandinavischen Reise, „alles zusammen klingt herrlich und erfreulich“; ist er guter Laune und froh, so ist sie's auch, und Mancher weiß, daß das keine ebenso häufige Erscheinung ist, als es sich natürlich anhört. Wenn er vielleicht nicht erreicht, daß sie sich

alles Geschilderte so klar macht, als er ihr dies anschaulich leicht macht, so überträgt sich ihr doch vollkommen die Hauptsache, die Empfindung des Reisenden und Schauenden, um die man eben mitteilen will und muß. So hat wohl nie ein gebürtiger Frankfurter Paris beschrieben, als wie er es für sie tut. „Es ist eine wunderbare Stadt, dies Paris. Denke Frankfurt 10mal aneinandergesetzt, lauter Straßen voll Läden wie die Zeil, und in jeder derselbe Lärm und wie in der Gallengasse nach Ankunft von 3 besetzten Zügen, und dann noch 10 stillere Frankfürter rund herum angesetzt. Ein Teil der Umgegend ist sehr hübsch, etwa wie die Ufer vom Züricher See ohne Wasser, die Seine abgerechnet, die kleiner als der Main ist; grün und hüglig, mit viel weißen Nestern von Häusern, Städten, Dörfern darin." (Brief vom 2. Sept. 1855.)

Und dann wieder die Landschaft in Schweden: „Etwa 15 Meilen bin ich ununterbrochen im wüstesten Walde gefahren, um hier herzu gelangen, und vor mir liegen noch 25 Meilen, ehe man wieder in ackerbauende Provinzen gelangt. Keine Stadt, kein Dorf weit und breit, nur einzelne Ansiedler in bretternen Hütten mit wenig Gerste und Kartoffeln, die unregelmäßig zwischen abgestorbnen Bäumen, Felsstücken und Buschwerk einige Ruten angebautes Land finden. Denke Dir von der wüstesten Gegend bei Viartlum [in Pommern] etwa 100 Quadratmeilen an einander, hohes Haidekraut mit kurzem Gras und Moor

wechselnd, und mit Birken, Wacholder, Tannen, Buchen, Eichen, Ellern bald undurchdringlich dick, bald öde und dünn besetzt, das Ganze mit zahllosen Steinen, bis zur Größe von hausdicken Felsblöcken besät, nach wildem Rosmarin und Harz riechend, dazwischen wunderlich gestaltete Seen von Haidehügeln und Wald umgeben, so hast Du Småland, wo ich mich dermalen befinde. Eigentlich das Land meiner Träume, unerreichbar für Depeschen, Kollegen und Reitzenstein, leider aber auch für Dich. Ich möchte wohl an einem dieser stillen Seen ein Jagdschlößchen haben, und es mit allen Lieben die ich mir jetzt in Reinfeld versammelt denke, auf einige Monate bevölkern . . .

„Reizende Gegenden hatten wir gestern, große Seen mit Inseln und Ufern, Bergströme wie Eisak über Felsblöcke, Granit-Ufer mit Tannen und grauen Felsnasen, meilenweite Übersichten ohne Häuser und ohne Acker, alles wie es Gott geschaffen hat, Wald, Fels, Haide, Sumpf, See. Ich werde doch wohl noch hierher answandern."

Die späteren Jahre in Frankfurt waren gesellschaftlich wesentlich ruhiger, wozu teils Todesfälle der Lebensvollsten und Geselligsten (Frau von Vrints), teils wohl auch eine wachsende Gleichgültigkeit Bismarcks mitwirkten. Dafür hatte Frau von Bismarck um so mehr nun ihren „sehr glücklichen Verkehr mit meinen lieben Beckers, die mir recht ‚je länger je lieber' geworden sind". Immerhin kam sie nicht so viel,

wie sie gewünschte hätte und sich früher dachte, zur Musik oder wenigstens nicht zum ‚Üben‘, zum Hinzugewinnen, da nun wieder die Kinder am Tage ihre Zeit ausfüllten. In der ersten Ehezeit hatte sie sich und Bismarck viel vorgespielt, allmählich wird sie mit ihm zum Zuhörenden, aber im Hause, den Freunden. In Konzerte ging Bismarck nur aus seltenster Veranlassung sonstiger Art. Wir streiften schon daran: den musikalischen Genuß im Konzert verdarb seinem empfindlichen individuellen Gefühl, das allem Schönen gegenüber ein direktes Naturgefühl bleibt, das bezahlte Billett, der gezwängte Platz und die ganze, für kritische Menschen, die auch noch sonstige Sinne haben, so schwer erträgliche Aufmachung. Dieser große eifrige Landschaftspoet, Erlebensschilderer und Menschendurchschauer hat ja auch nie der Vermittlung der Malerei bedurft, sie wird ihm, dem ganz unmittelbaren, nicht lebendig, bleibt ihm etwas Fremdes, Unaufgesuchtes, für Großstädter und Halbmündige Aufgehängtes. Ihn störte schon beim Klavierspielen ein Notenheft. Er wollte sich einen vermittlungslosen momentanen Ausdruck des Persönlichen durch das Instrument denken oder wenigstens die seelische Suggestion hiervon haben. Dem entsprechend konnte er Variationen und alles Virtuosenhafte nicht leiden. Sein Verhältnis zur Musik ist aber auch nie ein rein musikalisches, ein ganz lediges gewesen, weshalb ihm zum Beispiel Mozart keinen großen Eindruck machen konnte. Was er suchte und was dann

reich oder gewaltig auf ihn wirken konnte, war der Ausdruck des Lebens durch Musik, wofür er die unmittelbarsten und lebhaftesten Instinkte des Verstehens besaß. Macht, Männlichkeit in der Musik, oder auch ganz Ruhe, Idylle, das ist, was er lieb hat. Hier ging er teilweise mit ihr auseinander, die, obwohl ihr das Technische nicht leicht wurde, viel mehr, wie meistens die Frau und wie die in gewisser Weise femininen Naturen, im absoluten Sinne musikalisch war. — 1855 war sein Weihnachtsgeschenk für seine Frau ein herrlicher Andreescher Flügel.

* * *

Seine schwedische Reise hatte mit gestanden unter dem Zeichen einer wieder erneuerten Beziehung zu dem alten baltischen Studienfreunde Grafen Hermann Keyserling. Sie gab auch den Anlaß zu einem fast unmittelbar anschließenden Ausflug nach Kurland, mit Elchjagdtriumphen und einer sich fast leidenschaftlich wieder vor uns auftuenden Lust an solchen raschen, erlebnisgedrängten Fahrten durch die unbekannten Länder. Da brachte, nach dieser ersten Bekanntschaft mit dem baltischen Rußland, der Januar 1858 dem Bismarckschen Hause die Parole: P e t e r s b u r g.

Bismarcks Versetzung von Frankfurt weg war seit Ende 1857 vorauszusehen gewesen, aus der politischen Stellungnahme des Prinzen von Preußen als nunmehrigen Prinzregenten für den geistig erkrankten König, und die letzten Wochen der Un-

gewißheit waren namentlich für Johanna, der Frankfurt und seine Umgebung lieb geworden waren, nicht ganz leicht zu ertragen gewesen. Es war eine Stellung in Reserve für den Gesandten, und ihm war gerade diese, in Petersburg, die sachlich wichtigste und auch persönlich – nach Frankfurt – liebste und interessanteste. Ende Januar kehrte er, ernannt, von Berlin zu Johanna nach Frankfurt zurück. Eine Grippe, die ihn und die ganze Familie heimsuchte, hielt seine Abreise noch auf; am 6. März fuhr er, allein, von Frankfurt ab, die ganze Reise bis Berlin unter dem schmerzlich verstimmenden Gefühl, daß die zu seiner Abreise versammelten vielen Bekannten auf dem Bahnhof ihn gar nicht zum richtigen Abschied von Frau und Kindern hatten kommen lassen. Erst im Herbst wollte er sie nach Petersburg, aus dem sommerlichen gewohnten Pommern, nachholen. Im Abfahren „der letzte gute Blick am Bahnhof war auf Beckers"; und Bockenheim im Vorbeifahren war ihm nie so freundlich und schön vorgekommen wie jetzt beim Abschied auf immer.

Die nächsten Briefe von ihm gelten gutenteils der Bekämpfung alles dessen, was man Johanna mit weiblicher Güte von Petersburg sagt. Wanzen und Läuse fehlen natürlich nicht, so daß der gereizte Bismarck ungalant wird: „die R. soll nur in ihrer eignen Perücke suchen. In Frankfurt sind grad so viel!" Johanna läßt übrigens von ihren unsicheren Stimmungen ausschließlich ihn wissen, der ihr nun, Ende März

in der russischen Hauptstadt angelangt, die unverhältnismäßig viel größere Annehmlichkeit aller amtlichen, geselligen und namentlich auch der Hofbeziehungen in lebhaft angeregten und wohltuend vergnügten Briefen schildert. Was ihn zwar noch nicht davon enthebt, gelegentlich an das bedeutungschwere Ja am Altar der Kolziglower Kirche zu erinnern. Kein Dritter ahnt davon. An Keudell schreibt sie, typisch für ihre vertraulichen Äußerungen über Bismarck, am 30. März: „Übermorgen werden Sie mit vieler Herzenstreue und Liebe an meinen allerbesten Schatz denken und an mich, die zum ersten Male seit 12 Jahren diesen Tag" (seinen Geburtstag) „ohne ihn verleben muß – Zwölf Jahre haben wir in unaussprechlichem Glück zusammen verlebt – die kleine Wolken, die sich 'mal hin und wieder erhoben, sind gar nicht zu rechnen, wenn ich all' die Freude, all' den Segen, all' die Liebe darüber lege, mit der der Herr uns so überreich erquickt – wirklicher Schmerz ist nur gewesen, wenn wir getrennt waren."

Sie kritisiert ihn nie, aber des Rechtes, ihn auf die netteste Art dem Freunde zu charakterisieren, begibt sie sich nicht. Ähnlich, wie er gegenüber seiner Schwester oder sehr guten älteren Bekannten sich wohl einmal auf einen archimedischen familienväterlichen Punkt stellt. Wenn sie an Keudell, um ihm zu erzählen, einen der fliegenden Briefe Bismarcks im Telegrammstil von der schneeumstöberten und halb abenteuer-

lichen Schlittenreise nach Petersburg teilweise abschreibt, mit dem Zusatz: „Diesen Strudelwitz-Prudelwitz-Zettel bekam ich eben“, so haben wir damit auch eine kleine interessante Urkunde für die persönliche Kladderadatschlektüre der Gattin des damals schlimmst-karikierten Staatsmannes in Händen.

Er mietete in Petersburg nun bald das gräflich Stenbocksche Haus an der Newa, am englischen Kai: die Aussicht „über den Fluß ins Abendrot hinein, gegenüber der Hafenverkehr, mit allem Dampf und Segelwehen“, in der Ferne ein Schatten von Wald und Hügel. Das gibt ihr schon ein heimelnderes, klareres Gefühl im voraus; „er ist zufrieden, ich also auch – ... Gott segne sein Tun und Denken.“

Reisen durch Rußland, nach dem halbphantastischen Moskau, die höchste Liebenswürdigkeit der kaiserlichen Familie verstärken diese zufriedenen, angeregten Stimmungen von ihm. Auch aus Peterhof kommen sie, wo die gütige Kaiserin-Mutter, Charlotte, die älteste Tochter Friedrich Wilhelms III. und der Königin Luise, den Gesandten ihres Bruders geradezu verhätschelt. „Denke Dir,“ so beschreibt er Peterhof, „die Höhen von Oliva und Zoppot alle in Parkanlagen verbunden und mit einem Dutzend Schlössern mit Terrassen, Springbrunnen und Teichen dazwischen, mit schattigen Gängen und Rasen bis ins Seewasser hinein, blauen Himmel und warme Sonne mit weißen Wolken, über die

grünen Wipfelmeere hinaus das blaue wirkliche Meer, mit Segeln und Möwen; so gut ist es mir lange nicht geworden."

Dazwischen freilich Krankheit, im Juni. Auf der schwedischen Reise hatte er sich ein Blutgefäß am linken Bein verletzt und dies damals im Jagd- und Reiseeifer vernachlässigt; nun brachte Petersburger Ärztequacksalberei aus dem hiervon sich wieder meldenden Übel eine böse Infektion durch Pflaster zuwege, wozu sich Rheumatismus – und nervöse Nachwirkungen schwerer politischer Aufregung wegen der preußischen Politik im italienischen Kriege 1859 – gesellten, und obwohl er mit Schonung und Humor an Johanna schreibt, läßt sich seine so entstandene episodische Stimmung doch nicht ganz verbergen. Seine Zuflucht sind dann ja auch später immer jähe Rücktrittsgedanken, die er unbewußt wie ein scharfes Beruhigungsmittel gegen seine Überreizung anwendet. „Ich hatte schreckliches Heimweh nach Dir und allem was daran [so in der Ausgabe der Briefe; richtiger wohl ‚Dein'?] ist, wie ich hier so einsam still liegen mußte, und wenn ich die Bilder von Dir und den Kindern ansah, so kam ich mir doppelt verlassen vor. Man verwöhnt sich so als Hausthier, und es war daß erste Mal, seit ich Euch in Franfurt verließ, daß die rastlose Unruhe von Geschäfts- und Hofleben mir Zeit ließ mich in Abgespanntheit zu besinnen. Meine Gedanken sind der Möglichkeit, dieses Treiben bei passendem Anlaß ganz auf-

zugeben, augenblicklich näher gerückt als je. Wer weiß wie lange wir noch in dieser Welt miteinander leben, und wer weiß was für Zeiten wir dabei sehn werden. Man wird Gott, den Seinigen und sich selbst fremd und hat keinen Ton mehr, der einem selbst gefallen könnte auf der verstimmten Seelen-Klaviatur. Diesem Leben fehlt was ich das sonntägliche Element nennen möchte, nicht Frankfurter sondern Kolziglower Sonntag; ein Tropfen Himmelsruhe in dieses fieberheiße Durcheinander, etwas Feiertag in diese Werkstatt, wo Lüge und Leidenschaft rastlos auf den Amboß menschlichen Unverstandes hämmern. Man sagt sich wohl, die Welt geht doch Gottes Wege, und nach 30 Jahren ist es uns gleichgültig, vielleicht nach einem schon, ob es so oder so kam; aber man verliert den Atem, wenn man mithämmert ..."

Im Juli reiste er nach Deutschland, war aber viel kranker und aufgeriebener, als Johanna bisher erfahren hatte. Ganz elend, fieberig, matt und schwach zum Umsinken, fand sie ihn in Berlin, wohin sie von Reinfeld kam, und war außer sich über die schändliche Mißhandlung ihres armen lieben Otto durch diese Petersburger Kuren und innerlichen wie äußerlichen Verschreibungen, „von denen kein vernünftiger Mensch eine Idee hat". Allmählich stellte ihn eine Kur in Wiesbaden und mit mehr Erfolg in Nauheim wieder her; sie begleitete ihn, die Kinder in Reinfeld lassend und alle

Kinder-Sehnsucht verbeißend, um nur recht fröhlich mit ihm zu sein und alles Trübe zu verscheuchen. Schließlich, als er wieder gesunder war und nach Befehl des Prinzregenten sich in Baden-Baden bei diesem aufhielt, machte Johanna in Reinfeld ein schlimmes Halsleiden durch, nach einem Bericht von ihm so „schwer wie noch nie".

Politische Aktionen und Reisen, zuletzt die Begegnung Kaiser Alexanders mit Prinz Wilhelm Ende Oktober 1859 hielten ihn, den meistbeteiligten Diplomaten, noch länger von Petersburg fern. Gleich hiernach, am 2. November, brach er mit seiner ganzen Familie von Reinfeld aus zur Reise nach Petersburg auf. Aber in Ostpreußen, in Hohendorf, auf der Rast bei den alten nahen Freunden der Puttkamerschen Familie, von Belows, erkrankte Bismarck an der Lungenentzündung, so bedrohlich und schwer, daß er sich schon mit dem Gedanken abfand, den „grünen Rasen nicht wieder von oben zu sehen", und Johanna erst recht sich in unaufhörlicher und nachdauernder Todessorge verzehrte. Für Monate blieben sie alle in ihrer Not und Hilflosigkeit bei den treuen Freunden im Quartier; erst mit Neujahr begann eine sehr allmähliche Besserung. Ach, seufzt sie, wenn er doch alles aufgäbe und sie alle nach Schönhausen zurückkehrten! Was haben diese zehn Jahre gebracht – „Krankheit, Ärger, Feindschaft, Mißgunst, Undankbarkeit und – Verbannung; wenn er den

Staub seiner lieben Füße über den ganzen nichtsnutzigen Schwindel schütteln und all dem Unsinn entrinnen wollte, in den er mit seinem ehrlichen, anständigen, grundedlen Charakter nie hineinpaßt – dann wäre ich vollkommen glücklich zufrieden! – Aber – er wird's leider nicht thun;" er hätte es gar nicht gekonnt, weil er, ohne alle persönliche Beimengung, mehr als sie ahnen konnte, gerade aus diesem letzten Jahr 1859 wußte, wie sehr das Richtige allein an seinem Ausharren, an seinem längst über die Funktionen eines einzelnen Gesandten hinausgehenden Einfluß auf die Politik Preußens hing.

Es wurde ihr viel zugemutet in diesen Zeiten. Als er endlich wieder gesund war, saßen sie eine ganze Reihe von Wochen in Berlin fest, verstimmt und ungeduldig von Tag zu Tag auf die schwebende Überlegung und Entschließung des Prinzregenten wartend, ob Bismarck Minister werde oder nicht. Schließlich ging Johanna zu den Kindern nach Preußen, nach Hohendorf voraus; er mußte weiterwarten in Berlin und fühlte mit den Spatzen, die plustrig auf dem Gasthofbalkon saßen „und denken: Wo ist Nanne mit dem Zwieback?"

Endlich zerfloß diese Eventualität, und am 5. Juni 1860 kamen sie alle miteinander nach siebentägiger Reise in Petersburg an. Bismarcks Briefe atmen alsbald die „Annehmlichkeit und Ruhe des häuslichen Lebens"; zumal Johanna Petersburg behaglicher findet, als er bestenfalls



Johanna von Bismarck.
Nach einer Photographie.

gehofft. Sie widmet sich mit frohem Eifer der Ordnung des weitläufigen Haushalts, der nun mit Gesinde und Equipagen abermals erheblich über die Frankfurter Verhältnisse hinausgewachsen ist und russischen Maßstäben wenigstens einigermaßen angepaßt sein muß. Die Stadt, das Volk interessiert sie; sie erzählt selbst, wie sie gerne Acht gibt auf die „höchst merkwürdigen mysteriösen Melodien, die das Volk auf der Straße, auf den Inseln" – dem Park, wohin sie oft mit den Kindern fährt – „fahrend, gehend, reitend, arbeitend immer und immer singt ..." Der Arzt blieb zwar nach Bismarcks Bemerkung „Stammgast" im Hause, denn, waren die Kinder nicht krank, so waren es der Hauslehrer oder die Bonne; indessen handelte es sich nicht um erhebliche Störungen, so daß es mit dem Humor des Gewohnten erwähnt werden kann, und im ganzen rühmt Bismarck doch immer, wie gut seiner Frau und den Kindern das Klima bekomme. Johannas Eintritt in die Gesellschaft verlief so erfreulich und woltuend für sie, wie Bismarck vorausgesehen hatte. Im ganzen waren Bismarcks zwar, unter Benutzung gelegener Gründe und dann auch aus dem Anlaß verschiedentlicher bindender Trauer – im Herbst 1860 starb die Kaiserin-Mutter, Bismarcks große, fast mütterlich herzliche Gönnerin, am 2. Januar 1861 ihr Bruder, der kranke König Friedrich Wilhelm IV. – so ungesellig, als es sich eben machen ließ. Zu Weihnachten 1860 erfreute er, außer durch

ein konkurrenzfähiges Perlengeschenk, Johanna ihrem poetisch-romantischen Sinn nach durch Düsseldorfer Monatshefte und Künstleralbum, wozu noch Fliegende Blätter und Münchner Bilderbogen als lustige und doch nicht wertlose Ergänzung gesellt wurden.

Keudell besuchte Bismarcks, auf ihre Einladung hin, im Sommer 1860 (und im Frühjahr 1862 wieder). Er schildert das Haus mit den großen, bequemen Wohnräumen, den vierfenstrigen Damensalon mit dem Flügel, den Blick auf Strom und Brücke, Bismarcks tagtägliche Freude an der Schönheit des großen fließenden Wassers vor seinen Fenstern und dem oft erwähnten Waldsaum in der Ferne darüber hinweg.

Helle Freude hat Johanna, wie Bismarck in dieser höfischen und auf vornehme Weise reichen Welt Männern und Frauen gefällt. Bei Feiern und Festen beschreibt sie, wie er als weißer Kürassierrittmeister dasteht, wie er über alle diplomatisch-europäischen Kollegen hinausragt und sie aussticht mit seinem ungesuchten Anstand. Und wenn solche zeremoniösen Feiern längern dauern, da stehen Alle mit der Zeit krumm und schief – nur er sieht noch straff und adlig aus, „wie ein kaiserlicher Zwillingsbruder". Hier tut ihr alles wohl; eine alte, grundvornehme Welt, und eben daher spürt man gar keine Hofatmosphäre. Die „wundervolle Großfürstin Helene" schildert sie begeistert, die württembergische Prinzessin und Witwe des Großfürsten Michael, des Bruders von Niko-

laus I., eine lebhaft für alles Schöne und Geistige interessierte, dabei stets ihrem Vaterlande anhängliche und treudeutsche Frau; noch 1870 vor Paris, als Bismarck so viel böse Sorge durch die „europäischen Damen“ hatte, sendet die alte treue Großfürstin ihm Kaviar und andere gute russische Sachen. Zum ersten Male in ihrem Leben verspürt Johanna in Petersburg den Reiz, daß man Hofdame werden kann, bei dieser „Schönen, Lieblichen“, man möchte nie von ihr fort; mit einer Art Rührung und frohem Anteil lesen wir hier diese ganz mädchenhaften Superlative, die ihrem Entzücken wie ihrem Kummer ja eigentlich immer etwas Natürliches bleiben.

Anfang Juni 1861 ging sie nach Reinfeld, und Mitte Juli kam er zu ihrem Jubel nach, blieb wochenlang bei ihr dort und in dem herkömmlichen Stolpmünde. Eine vom Arzt als Bauchfellentzündung gedeutete Krankheit des kleinen Bill, der schrecklich ausstehen mußte, gab sorgenvolle Tage; sonst war es eine schöne lange Zeit der sanften, beschaulichen Erholung. Wenn auch natürlich nicht ohne Anlässe zu politischer Aufmerksamkeit für ihn, wobei dann Ihre Exzellenz eigenhändig mit ihrer guten klaren Damenhandschrift ihm eine umfängliche – geschichtlich gewordene – Denkschrift ins Reine schreibt. Nach der Königsberger Krönung König Wilhelms am 18. Oktober 1861, bei der er anwesend war, fuhren sie nach Petersburg zurück; eine der Nächte unterwegs schliefen sie auf Stroh, eine

in der teilweise benutzbaren Eisenbahn, und angekommen fühlten sie sich von neuem wohl und heimatlich, so daß der im Sommer aufgetauchte Gedanke einer Versetzung jetzt nur unbehaglich war.

* * *

Die Lebensskizze Johannas von Bismarck, wie sie in dieser Weise und in diesem Format zu geben war, beginnt ungefähr jetzt ihr logisches Ende zu nehmen. Immer wehrender stellt sich bei der Fortsetzung das Gefühl entgegen, geschichtliche Dinge mit ihrer detaillierten Fülle und ihrer entscheidungsvollen Wichtigkeit allzu gewalttätig aus ihrem großen Rahmen zu nehmen und sie in die scheinbare Enge zu pressen, wenn eben man jenes beständig größere Dimensionen annehmende Geschichtliche nur voraussetzend behandeln, kaum daran erinnern darf. Denn die verschlingende Charybdis, der es aus dem Wege zu gehen gilt, ist ohnedies ja immer die: in seinen, Bismarcks, Lebensgang hineinzugeraten, was seine bestimmten Grenzen haben muß, wenn man noch so selbstverständlich weiß, daß man sich in das Biographische dieser verehrungswürdig besonderen Frau und Ehe eben um seinetwillen, aus unserem Verhältnis zu ihm, zu vertiefen sucht. Hier handelte es sich möglichst um die Frau, die neben ihm stand, in primärer Beziehung als Objekt, nicht Subjekt dieser Schicksale und Vollbringungen, und handelte sich dann noch vor allem darum, ihr Wesen zu zeigen,

am besten durch dokumentarische Zeugnisse, zu erfassen, was sie ihm war, ihm gab und beitrug zu seinem Sein, und wie er zurückwirkte auf sie. Und das bleibt freilich für alle Erinnerung wichtig und anziehend genug, um auch gelegentliche Wiederholungen, wenn sie in der Art dieser Zeugnisse und Selbstzeugnisse, dieser dem Tage entrissenen momentanen Bilder liegen, nicht zu scheuen. Denn auch sie, diese wiederkehrend gleichen Beobachtungen, zeigen verstärkend die Linie an, ähnlich wie die Meilensteine an einer Chaussee sich gleich sehen und dennoch dem Wanderer so vielsagend inhaltsvoll sind. Nur wird er sie nicht alle einzeln mehr wie eine touristische Entdeckung betrachten.

So wiederholt sich das Wohlgefühl in Johannas Briefen aus Petersburg nach der Rückkehr. Behaglich, liebevoll und sans-gêne ist die Welt um sie her. Aber sie wird bald für sie enden. Von allen Möglichkeiten gewinnen zwei die deutlichere Gestalt: Berlin, wenn auch Bismarck davon sehr wenig verrät und es ganz hypothetisch behandelt, und Paris. Letzteres dann wahrscheinlich als erneute, aber kürzere Episode des Übergangs ins Ministerpräsidium. Nach Paris, an diese Art von Kaiserhof, möchte sie nicht, in die Sphäre alles der Frau und der Legitimistin Widerstrebenden, auch wenn es und gerade wenn es sich in glattgeschliffener Form darstellt. „Und wer hätte mir dort die Zimmer zum fröhlichen Willkommen mit Blumen und

Früchten ausgeschmückt, wer hätte mich liebreich in den Arm genommen und mit lautem Jubel begrüßt, wie hier meine lieben Freundinnen Bertheau und Schrenck?"

Außer Frau Bertheau, der Gemahlin eines deutschen Kaufmanns in Petersburg, und Frau von Schrenck, der Witwe eines esthländischen Gutsbesitzers, ist es vor allem der Graf Alexander Keyserling, ebenfalls, wie Hermann, ein Studiengenosse Bismarcks, der als Freund des Hauses jetzt häufig und herzlich in den Briefen genannt wird. Er ist der durch seine geographischen und naturwissenschaftlichen Forschungen rühmlich bekannte Reisende; ein Mann „nicht wie ein trockner Gelehrter, sondern wie ein farben- und duftreicher Blumengarten — voll zarter Poesie — wie man es sehr selten im Leben findet ... Ich werde diesen liebsamen Freundschaftsverkehr schmerzlich vermissen, wenn ich mich in Paris oder sonstwo" — etwa im „Wilhelmstraßen-Gefängnis" — „mit den langweiligsten Kreaturen abquälen muß."

Nicht ohne Staunen sehen wir nebenbei, wie weitere charakteristische Gewohnheiten Bismarcks auf sie abfärben. Sogar sein geliebtes, seiner raschen Leichtigkeit ein wenig stolzes Spielen mit der fremden Sprache. Wie etwas Rührendes sieht uns dies „italiansky banditzky", das die italienische Operngesellschaft meint, in ihrem Briefe an.

Die Wölfe, Bären und Elche, denen er sich

mit Leib und Seele ergeben hat, sind ihr kein Verdruß, keine Eifersucht und keine Sorge. Nicht einmal die zwei jungen Bären, die Bismarck im Hause hält und bald nach Frankfurt in den zoologischen Garten schenkt. Sie spürt es, wie er sich erholt und wohltut in dieser großzügigen Jagdleidenschaft, im wilden Zauber der ungeheuren Wälder und ihrer Einsamkeit, ihrer männlichen Abenteuer; der letzte kleine Vorbehalt ist verschwunden, wenn sie dem Freunde die Jagdtaten ihres Helden wiedererzählt und sich freut, wie sie ihm guttun und ihn erfreuen.

Ende April (1862) der Abschied. Unter größter, „rührender" Huld des Kaisers, der Kaiserin und der Großfürstinnen. Umarmungen, Versicherungen, und die Frage des Kaisers an Bismarck: „Aber wir bleiben doch immer Freunde, nicht wahr?"

* * *

Dann sie in Reinfeld, er in Paris, aber „au qui vive" für König Wilhelm als Minister, nach dessen ausgesprochenem Willen; daher auch voraussetzend, daß es gar keinen Zweck haben wird, seine Familie erst nachkommen zu lassen und alle damit verbundenen Unbequemlichkeiten und Weiterungen auf Johanna und auf seine Kasse zu laden. Aber so wie früher die Wohnungen, die sie vor der Entscheidung kennen lernen soll, so zeichnet er ihr jetzt die preußische Gesandtschaft am Quai d'Orsay mit allen Zimmern

und Stockwerken auf und beschreibt ausführlich, damit sie weiß, wie er haust und lebt, und genau so auch wieder beschreibt er das ganze übrige private und gesellige oder höfische Tun und Treiben dazu. Ohne daß er gerade feurige Kohlen auf ihr Haupt und dessen konservatives Denken von dem neuen Napoleon sammelt. Der Mann, den er als Politiker für die künftigen Geschehnisse der sechziger Jahre zu dsiponieren beginnt und über den er persönlich durchaus nicht zu klagen hat, figuriert bei ihr nach wie vor kurzweg als Louis und bringt es auch fürder nicht über Wendungen wie z. B., „wenn Louis artig ist", bei ihr hinaus.

Ende Juli macht er jene erste Reise nach Südfrankreich und dem Pyrenäenbad Biarritz — wo auch Napoleon war —, die er ihr wieder mit einer jugendlichen Lebhaftigkeit und herzoffenen Ausführlichkeit, wie nur je in der Bräutigamszeit, beschreibt. Die Fahrt von Bordeaux nach Bayonne durch die Landes, die durch ihre stelzengehenden Schäfer und spärlichen Bewohner bekannten weiten Ödstrecken am Meere hin. „Von Bordeaux bis hier ununterbrochen Fichtwald, Haidekraut und Moor; bald Pommern, wie etwa im Strandwald hinter den Dünen, bald Rußland. Wenn ich aber mit der Lorgnette hinsah, schwand die Illusion; statt der Kiefer ist es die langhaarige See-Pinie, und die anscheinende Mischung von Wacholder, Heidelbeeren u. dergl. welche den Boden deckt, löst

sich in allerhand fremdartige Pflanzen mit myrthen- und cypressenähnlichen Blättern auf. Die Pracht, in der das Haidekraut hier seine violettpurpurnen Blüthen entwickelt, ist überraschend; dazwischen eine sehr gelbe Ginsterart wie Brim mit breiten Blättern, das Ganze ein bunter Teppich. Der Fluß Adur, an dem Bayonne liegt, begränzt dieses b moll der Haide, welches mir in seiner weicheren Idealisierung einer nördlichen Landschaft das Heimweh schärfte. Von St. Vincent sieht man zuerst, über Haide und Kiefern hinweg, die blauen Umrisse der Pyrenäen, eine Art riesiger Taunus, aber doch kühner und zakkiger in den Umrissen." Und so eine Fülle des weiteren Beschreibens, worin dann auch die Menschen der Pyrenäen auftauchen, Mantillen, schwarze Augen und Fandango.

In Biarritz erhielt er zu seiner großen Freude seit dem 8. August die liebste Gesellschaft durch den ihm bekannten Fürsten Orlow, russischen Gesandten in Brüssel, und dessen Frau, Katharina. Nun gehen alle Tage und Ausflüge mit diesen beiden hin, und einleitend neckt er Johanna, daß er für die Vorliebe, die sie in Petersburg für Orlow gehabt, sich nun durch die gleiche für die reizende, frische und natürliche Frau zu rächen beginne. Die Fürstin schreibt an Johanna; nebenher orientiert er: sie spricht deutsch, schreibt nur lieber französisch, Johanna, wenn sie ein paar freundliche Worte antworten mag, soll es also deutsch tun. Kein Brief mehr,

der nicht von ihr handelt. Einer der ersten: „...$^1/_4$ Meile nördlich von Biarrits ist eine enge Schlucht im Felsenufer, rasig, buschig und schattig, unsichtbar für alle Menschen, durch zwei Felsen mit Haidekraut in Blüthe sehe ich das Meer grün und weiß in Schaum und Sonne; neben mir die reizendste aller Frauen, die Du sehr lieben wirst, wenn Du sie näher kennst, ein Stückchen Marie Thadden, etwas Nadi" (eine Petersburger Dame von Polovtsow), „aber originell für sich, lustig, klug und liebenswürdig, hübsch und jung. Orlow liegt vor uns auf dem Rasen und raucht, sie schreibt an ihre Mutter und ich an Dich, mein Herz, Du kennst sie von Petersburg flüchtig, geb. Trubetzkoi ... Ich schreibe auf einem Buch, nicht recht leicht zu machen, im Grase sitzend, unter Tamarindenbüschen. Bin lächerlich gesund, und so glücklich als ich fern von Euch Lieben sein kann. Einförmiges Landleben mit Wanderungen durch Felsen, Busch und Haide."

Johanna schreibt etwas später an Keudell: Bismarck ist „fast wehmütig über die baldige Trennung von dem reizenden Meer, den liebenswürdigen Russen und der schönen Bummelzeit, die er mit ihnen vier Wochen dort vollführt — er ist ganz hingerissen von Kathi Orlow (Frau des russischen Gesandten in Brüssel), die ihm täglich alle Beethovens, Schuberts, Mendelsohns usw. vorspielt; und wenn ich Anlage zu Neid und Eifersucht hätte, könnte ich mich jetzt wahrscheinlich bis in die tiefsten Abgründe von diesen

Leidenschaften tyrannisieren lassen. In meiner Seele ist aber gar kein Stoff dazu vorhanden, ich freue mich nur immerzu ganz ungeheuer, daß mein lieber Gemahl die reizende Frau dort gefunden, ohne deren Gesellschaft er nimmer so lange Ruhe auf einem Fleck gehabt hätte und dann nicht so gesund geworden wäre wie er's in jedem Briefe rühmt. Das biskaische Meerwasser und die südfranzösische Luft haben ihm wundervoll wohl gethan, – Gott sei tausend Dank dafür . . ."

* * *

Es wird in eingehenden Biographien Bismarcks auf das subtilste erörtert werden müssen, bis zu welchem Grade sein guter und auch bereiter Wille, den seit Jahren über ihn schwebenden Ministerposten um der Krone und des Staats willen zu übernehmen, weil ihn das am meisten sachlich beruhigte, psychologisch durchkreuzt worden ist erstlich durch den feineren Epikureismus des geschmackvollen Mannes, der ihm persönlich die hohen Diplomatenstellen angenehm machte, und zweitens durch die Rücksicht auf seine Frau. Denn für sie beide ist die Aussicht auf Berlin der „Schatten", für Johanna noch intimer der „Schauder". Freilich war ihr jede bevorstehende Veränderung immer schwer geworden, aber sie hätte sogar Paris vielmals vorgezogen, zumal jetzt öfter auch er in diesem Sinne geschrieben hatte. Nun erfüllte sich, infolge

des Konflikts des Königs mit dem Landtage, Bismarcks Bestimmung in eben denselben Tagen, da er Johanna von hohen Bergtouren in den Pyrenäen, Gletschern, Schneegipfeln, unter Vergleichen mit Salzburger Kaiserschmarrn und schweizerischer Wengernalp, erzählte und seit 14 Tagen keinerlei Zeitung gelesen hatte. In Toulouse auf der Rückreise erhielt er die ersten alarmierenden Nachrichten des Kriegsministers von Roon, der hauptsächlich bei dem König auf die nicht länger zu verzögernde Berufung Bismarcks drängte. Auch Bismarck wollte jetzt, da seine Ferienreise zu Ende ging, endgültige Entscheidung, wollte sie, um so oder so sich wieder mit Weib und Kind zu vereinigen, und wollte sie auch, weil sein Entweder – Oder am sichersten den entschlußlosen König zwingen würde. Seine Alternative war: endgültig für Dauer Paris oder jetzt das Ministerium. Wenn nicht, wenn jetzt keine Gewißheit, dann Abschied auf Knall und Fall. Dies war Ernst, wenn es auch zugleich Schachzug war. Dadurch, daß jetzt die Entscheidung sich akut seiner Gedanken und Nerven bemächtigte, war es Ernst. Am 20. September kam er in Berlin an, ging sofort zu Roon, träumte die Nacht von Felsen und Feigenbäumen und schrieb anderntags an Johanna, während Roon in Babelsberg beim König war.

Die explosive Entscheidungstimmung von Toulouse, wo er das auf „Knall und Fall" schrieb, ist jetzt durch die Besprechungen in Berlin und

die Nähe der Dinge gemildert. „Bleiben die Sachen hier in der bisherigen Schwebe, und ich gehe nach Paris zurück ohne einen bestimmten Termin für die Beendigung meiner dortigen Mission, so bin ich der Meinung, daß wir in einigen Wochen vollständig dahin übersiedeln. Ich würde dann in den nächsten 6 Monaten eine andre Stellung als die Pariser nicht annehmen. Unsre dortige Gesandtschaft wird jetzt zur Botschaft erhoben, und wenn Du hinkommst, so wirst Du als ambassadrice Deinen Empfang vor einem leeren Throne abhalten und allerhand andre lästige Ceremonien durchmachen müssen, wie die Montebello und die Napier. Viel Ehre wenig Vergnügen, aber im Ganzen doch viel angenehmer als hier."

Am Tag darauf, am 22., hatte er die denkwürdige Unterredung mit dem König in Babelsberg, und am 24. schreibt er ihr: „Du wirst aus den Zeitungen unser Elend schon ersehn haben. Ich bin" (am 23.) „zum Minister mit interimistischem Vorsitz ernannt, bis Fürst Hohenzollern seinen Abschied in Händen hat, dann werde ich definitiv Ministerpräsident und übernehme später auch das Auswärtige. Heut ziehe ich drüben Nro. 74" (Wilhelmstraße) „ein, wo Auerswald wohnte. Das alles ist nicht erfreulich, und ich erschrecke jedesmal darüber, wenn ich des Morgens erwache. Aber es muß sein. Ich bin nicht im Stande Dir jetzt mehr als diese Zeilen zu schreiben, ich bin umlagert von allen

Seiten mit Geschäften jeder Art, und kann Berlin in den nächsten Wochen nicht verlassen. Ob wir 74 oder Auswärtiges 76 künftig wohnen, darüber muß ich Deine Ansicht erst hören, und werde Dich bitten herzukommen, sobald der erste Sturm vorbei und etwas Ruhe ist. Dann sieh Dir an und wir entschließen uns über den Zeitpunkt des wirklichen Einzugs mit Kind und Kegel." (Es wurde dann ‚76', die Wohnung des Ministers des Auswärtigen.) . . . „Herzliche Grüße an Eltern und Kinder, und ergieb Dich in Gottes Schickung, leicht ist die Sache mir ohnehin nicht."

Ihre Stimmung im Innersten war friedlicher, als der immer Vorsorgliche hoffen konnte. Noch ohne das Ereignis vom 23. zu kennen, schreibt sie am 24., wenn sie auch den Schauder erwähnt, den ihr Mann und sie vor der Berliner Zukunft haben: „Gott mög's fügen, wie es heilsam für uns ist – man hat nach all' der langen Bummelei gar keinen Willen mehr, und ich flehe nur dringend, daß es gut werde für Bismarck und die Kinder – ich bin wirklich sehr Nebensache und stets zufrieden, wo die Vier glücklich und gesund sind. Das weiß Gott!"

* * *

Wir begleiten sie nicht mehr durch die schwere Zeit seines Kampfes mit dem Landtag, der den alten achtundvierziger Haß gegen ihn in einer

Weise steigerte, wie es so wohl nie ein Staatsmann in der eigenen Nation erfahren hat; geleiten auch nicht mehr durch die großen auswärtigen Siege von 1864 und 1866, denen der Friedenschluß mit der Volksvertretung folgte, noch durch die Zeit der Gründung des Reiches und seines Ausbaus. Bismarcks Leben und Tun ist ihr Inhalt, und seine Zartheit gegen sie ist um keine Linie anders geworden gegen die ersten Ehejahre, so daß er sich z. B. entschuldigt, wenn das Briefpapier auf der Reise schlecht ist, und nie die kleinste Verwunderung oder Ungeduld zeigt, wenn ihre politischen Rückfragen auch jetzt in gar keinem Verhältnis zu seiner Art, ihr sorgfältig mitzuteilen, stehen. Dafür ist aber er der geworden, der alles am besten weiß und versteht, der in seiner Größe bewunderte und tief in seiner Liebe zu ihr verstandene und gewürdigte, einzige Mann. Und ihm, je mehr sein Leben nun maßlose Arbeit, Anstrengung und zugemischte Aufregung geworden ist, ist seine Frau und Familie womöglich noch mehr geworden. Es ist das Ventil seiner Stimmungen, das er notwendig braucht, wenigstens zu denken: wenn er eines Tages Amt und Politik im Überärger hinwirft, so wird es schön.

Von Johanna getrennt war er jetzt, trotz mancher diplomatischen Reisen, doch relativ wenig, und als er im Herbst 1865, um dort Napoleon zu treffen und ihn für die unausbleibliche Entscheidung zwischen Preußen und Österreich richtig

zu stimmen, nach dem geliebten Biarritz ging, konnte er Johanna — und Marie — mitnehmen und ihr alles persönlich zeigen, wovon bisher ihr nur so farbige und freudige Briefe erzählt hatten. Sie kam nicht sehr wohl an und es ging dann „wieder so mittelmäßig schwächlich weiter". Es regnete auch viel; sie sehnte sich bald nach Hause und freute sich doch an Bismarcks Wohlgefallen und Mariens maßlosem Glück. Und sie schildert Land und Meer mit unmittelbar sich übertragender Anschaulichkeit, die ganz wie die seine ist und von der wir schon gesprochen haben. „Am Morgen war dies aufgeregte Meer, so weit man sehen konnte, wie eine weiße Schneefläche — und wenn der Schaum haushoch (nicht Redensart, sondern Wahrheit) aufspritzte, so schillerte er im hellen Sonnenschein und wenn er niederfiel, so jagte ihn der Sturm in großen Flocken wie weiße Tauben, weit ins Land hinein. Sie können sich keine Vorstellung machen von dieser Pracht, von der man ganz überwältigt wurde. Und von dem Augenblick konnte man sich gar nicht trennen, obwohl man so zerweht und zerzaust wurde, daß man zuletzt frappante Ähnlichkeit mit den Blocksbergbewohnern hatte."

Aber wir haben vorgegriffen. Nicht lange nach Übernahme des Ministeriums, im Herbst 1863, zog Bismarck Keudell, der damals Regierungsrat in Breslau war, aus der Verwaltungslaufbahn ins Auswärtige Amt, um den treuen und

ihm wie Johanna wohltuenden Mann als eine Art „rechte Hand“, wie man zu sagen pflegt, in der Nähe zu haben. Es darf doch hervorgehoben werden, daß der alte Königsberger Burschenschafter diesen Schritt gegen aller Bekannten Abraten wagte und sein Schicksal an Bismarcks Person genau zu der Zeit hing, da in der Öffentlichkeit niemand an die mögliche Weiterdauer dieses Ministeriums glaubte. Seinem Buche, welches allzusehr auszuschreiben sich durch Anstand und Raum verbietet, verdanken wir nun wieder die hübschesten Bilder oder auch Dokumente des Lebens in der Berliner Ministerhäuslichkeit und des jetzt vollends unvermeidlichen „Schwirrs von früh bis spät jeden und jeden Tag“, wie Frau von Bismarck es einmal ausdrückt. Keudell faßt gelegentlich zusammen: Der Charakter des eigentümlich anmutenden Salons blieb dennoch — wenn Gäste zu Abend da waren — immer derselbe; es schien, als sei man in einem großen Landhause versammelt. Später, seit 1869, wurden die berühmt gewordenen parlamentarischen Abende eingerichtet, zu denen allein der „Graf Bismarck-Schönhausen“ einlud, oder vielmehr zum „Besuch“ bei ihm, um nicht an die abgestattete Visite gebunden zu sein. Nur wenige nähere Freunde kamen dann nach dem Aufbruch um 11 noch ins Familienzimmer. Wenn Bismarck abends und in die Nacht arbeitete, so harrte Johanna im Wohnzimmer aus, bis er endlich kam, um zur Ruhe zu gehen.

Anfang September 1863 starb Frau von Puttkamer. Bismarck mußte vor Johanna aus Reinfeld zurückkehren; so blaß sah er sie in seinen Träumen und wünschte nur immer Nachricht von ihr.

Der Grafentitel, den Bismarck 1865, nach Abschluß des Kompromisses mit Österreich über Schleswig-Holstein, erhielt, war Johanna vielleicht noch weniger eine besondere Freude als ihm. Beide legten einen gewissen Wert darauf, das zu sein, was ihre Ahnen seit Jahrhunderten waren, landsässiger Uradel mit von; sie mußten, wenn auch auf anderer Stufe, dieselben Gefühle überwinden, wie Ende 1870 der König, der zu Bismarcks Ungeduld so schwer und mit umständlichen Sondergelüsten die „Kaisergeburt" vollzog. Hielt doch Bismarck auch noch immer den Zusatz „Schönhausen" zu seinem Namen fest, aus seinem uns bekannten, frühen, aber nie verlorenen Gefühl, daß der erbliche freie Grundbesitzer denn noch etwas anderes sei als der noch so hoch bezahlte „Staatsdiener". Und gewißlich empfand auch Johanna so. Überhaupt das ist ja eines von dem, was von Anfang an die Beiden so verbunden hat: ihr beiderseitiges Denken über die äußeren Dinge, unabhängig von Auffassungen der Konvention und Masse, und daß ihnen, was freilich bei ihr seine Wurzel hauptsächlich in ihrer spezifischen Frömmigkeit hatte, das menschlich und weltlich Anerkannte und Angestaunte nicht so blindlings leicht imponierte.

Manches Mal ist man von neuem überrascht, wie rücksichtslos und allem Vorurteil entwunden diese stille Frau schon denkt. So wenn sie das Gymnasium schlankweg als einen „zur Demütigung und Qual der Jungen erfundenen Stall" bezeichnet.

„Gestern (2. Januar 1867) erschienen" (zum Abend) „zum ersten Mal Savigny's" – er war 1864–1866 preußischer Bundesgesandter gewesen und dachte damals, er würde Bundeskanzler des Norddeutschen Bundes werden –; „so feierlich, förmlich, korrekt, daß wir sämmtlich kalte Hände bekamen von der regelrechten, eingerahmten, wohlerzogenen Unterhaltung, die man im Mittelsalon führte, während Bill im Nebenzimmer den lautesten, ausgelassensten Unsinn trieb und Einer nach dem Andern sich ab und zu dahin verzog zur Erwärmung des Herzens ..." Das mag eine Probe ihrer Schilderungen des eigenen Milieus aus diesen Jahren sein.

Von Wilhelm schreibt sie in jenen Jahren einmal so frischweg hell und glücklich: „Er ist zwar mein Junge, aber ich kanns doch nicht unterdrücken, er ist wirklich ein reizend liebenswürdiger Kerl." Und Herbert schenkt sie (ob erst später?) einen Brief Bismarcks, der wieder so froh von seinem häuslichen Herde spricht, aus dem Jahre 1865, und schreibt auf diesen Brief: „Bewahre mir ihn auf, mein Junge, und sei 1000 mal gegrüßt und sehr geliebt von Deiner alten Mama."

Varzin (1867) gefiel ihr als reizende landschaftliche Oase in der pommerschen Wüste. „Gott gebe, daß wir ungestört drei Wochen hier bleiben können (Louis wird doch vernünftig sein?) und Bismarck sich recht erholen und ausruhen kann in dieser wunderlieblichen grünen Stille! Donnerstag soll er auf dem Schlawer Kreistag als neuer Stand eingeführt werden, und dazu plant man endlose dumme Festlichkeiten, worüber er so leidtragend ist, daß ich mich fortwährend in die allerseligste, ausgelassenste Stimmung hinaufschrauben muß, um ihm die Gedanken daran zu vertreiben und über diesen scheinbar unübersteiglichen Sorgenberg hinwegzuhelfen."

* * *

Von allen Trennungen die schwersten, bangsten waren natürlich die der Kriege von 1866 und 1870/71. Mitten im Trubel des böhmischen Feldzugs hat Bismarck doch Gedanken an die einstige Hochzeitsreise, die von Dresden über Prag nach Wien geführt hat. Durch und durch geht dem Gewaltigen, Starken das Bild des Krieges. „Wer nur einmal in das brechende Auge eines sterbenden Kriegers auf dem Schlachtfelde geblickt hat, der besinnt sich, bevor er einen Krieg anfängt," hat er danach geäußert. Und im Feldzug verfolgt ihn, angesichts der entstellten Toten auf dem Schlachtfelde, der Gedanke, den er zu Vertrauten äußert: wenn Herbert künftig einmal so läge . . .

Dann 1870 die beiden Söhne mit im Kriege, zusammen bei den 1. Gardedragonern. Ihre Order war: „Wird Einer von Euch blessiert, so telegraphiert mir nach des Königs Hauptquartier, so schnell es geht. Eurer Mutter aber nicht vorher.“ Sie war, hauptsächlich der Nachrichten wegen, in Berlin, nicht auf dem Lande.

Bei Mars-la-Tour wurde Herbert verwundet, mit Fleischschuß durch die Lende, Wilhelm wurde das Pferd erschossen. Es ist ergreifend dramatisch erzählt und von dem hier nicht aus eigener Kenntnis schöpfenden Keudell übernommen worden, es sei Bismarck am Abend des Tages, beim Zusammensein mit dem König und Moltke, gemeldet worden: Graf Herbert gefallen, Graf Wilhelm tödlich verwundet, und der Vater darauf, ohne ein Wort zu sagen, in die Nacht hinaus geritten, bis er sie im Morgengrauen gesund oder doch nur verwundet fand. Das beruht auf Erzählung des Professors Aegidi, der als Krankenpfleger mit war, aber kann sich nicht so verhalten. Denn, wenn das sich auszumalen Bismarck seiner Frau auch wohl erspart hätte, so würde er ihr doch immerhin nicht falsch berichtet haben. Er sandte am 16. zunächst ein obwohl nichts bedeutendes Telegramm zur Beruhigung, beide Söhne seien am Morgen des Schlachttages sehr wohl gesehen worden, schrieb auch noch im gleichen Sinne. Am 17. erzählt er ihr dann, daß er in der Morgenfrühe gehört habe, die 1. Gardedragoner hätten viel Verlust, worauf er zwei

Meilen unter vielen Fragen querfeld geritten sei und sie beide gefunden habe. Dem entspricht auch, was er abends am 17. mündlich erzählt hat. – Herbert wurde nach Bismarcks sofortigem Gedanken nach Nauheim gebracht, wohin die Mutter zur Pflege übersiedelte. Und hiermit beginnt nun der richtige naive Haß des Mutterherzens gegen die Franzosen, die diesen Krieg unvermeidlich gemacht, wovon sie während des Feldzuges noch Zeugnisse ablegt. Sie wünscht, daß die Franzosen nur recht bestraft werden, und meint, Otto werde wohl schließlich wieder – wie 1866 – zu sänftiglich verfahren. – Herbert genaß in Nauheim in ihrer Pflege; er hat das Ende des Krieges noch wieder bei der Waffe mitmachen können.

Die ganze alte Herzensgalanterie der Liebe und der Fürsorglichkeit mit Nachrichten über sie alle drei ist in Bismarcks Briefen an seine ferne Frau. Wenn ihm vor Paris ein Unteroffizier ein Bouquet bringt, das die 47er Schlesier im Franzosenfeuer bei den Vorposten für ihn gepflückt haben, so sendet er Blätter davon ihr. „Der Soldat hat viel für mich übrig, die Fürsten wohl **keine** Rosen ohne Dornen, aber leider viel Zeit, die mir meine kostet.“ Politisches oder persönlichste Empfindungen des Staatsmannes im Hauptquartier **ihr** zu verhehlen, sieht er keinen Anlaß, als höchstens den, daß es in unrechte Hände fallen könnte. Er weiht sie auch jetzt ein über ihr Verständnis hinaus; es ist die alte

zwangläufige Notwendigkeit, sie dabei zu haben. Bekenntnisse, daß im Lesen dem der Atem stockt, der es nicht sonst schon wußte, stehen hier; denn außer dem schonungsbedürftigen Roon hat er ja keine vertraute Seele in der Nähe. „Wenn man zu lange Minister ist und dabei nach Gottes Fügung Erfolge hat, so fühlt man deutlich, wie der kalte Sumpf von Mißgunst und Haß Einem allmählich höher und höher bis ans Herz steigt ... und die Kälte von oben wächst, wie das die Naturgeschichte der Fürsten, auch der besten, so mit sich bringt ... Kurz, mich friert, geistig, und ich sehne mich bei Dir zu sein und mit Dir in Einsamkeit auf dem Lande. Dieses Hofleben erträgt kein gesundes Herz auf die Dauer ...“

Die breite nationale Öffentlichkeit, die sich nach 1866 und 1870 mit dem Bilde ihres großen Helden durchrang, achtete wenig auf die Fürstin Bismarck. Sie tat es um so weniger gerade auch aus dem, man möchte sagen, epischen Motiv, daß sie in ihm den über allen Maßstab Hinausragenden, den Giganten, Titanen, den „nationalen Heros“, den durch nichts neben sich Ergänzten oder in seinen Verhältnissen Mitbestimmten sah. Dennoch, so immer mehr nur er uns dies im Gedenken geblieben ist, wird es uns heute, da sein persönliches Leben so bis in das Intimste hinein vor uns gebreitet liegt, doch etwas schwer, uns noch wieder vorzustellen, daß man derart in den weiteren Kreisen sein Familienleben, das er selber nichts weniger als unbetont ließ, übersah. Und

besonders wird es das, wenn man soeben, wie in diesem Buche, sich gegebenermaßen einseitig mit dem familiären Bismarck beschäftigt hat.

Indessen es war so, die Maße des geschichtlichen Riesen waren zu groß, als daß sie nicht allein den auf sie fallenden Blick festgehalten hätten. – Die Politiker aber, deren Gesichtswinkel nicht derselbe und leidig oft sogar der kleinere ist, hatten keinen Anlaß, mit der Fürstin Bismarck zu rechnen. Sie intrigierte in einer einzigen Richtung: daß sie die politischen Mitarbeiter ihres Geliebtesten, Großen, mit kurzen Worten anhielt, mutiger zu unterscheiden, wovon zu erfahren für ihn in Varzin oder Friedrichsruh unerläßlich sei und wovon nicht, also was ihm, wie er sich ja bekanntlich ausdrücke, „Wurscht" sein könne.

Der ritterliche König und Kaiser hatte stets den feinen Takt der sicheren Empfindung für das Eheleben seines großen Ministers. Und zu dessen silberner Hochzeit am 28. Juli 1872 sprach er es in seiner schlichten, wahrhaftigen Art aus, was hier so unendlich Inhalt war: „Daß Ihnen Beiden unter so vielen Glücksgütern, die Ihnen die Vorsehung für Sie erkoren hat, doch immer das häusliche Glück obenan stand, das ist es, wofür Ihre Dankgebete zum Himmel steigen ... Und in und nach allen Ihren Mühen fanden Sie stets in der Häuslichkeit Erholung und Frieden, und das erhält Sie Ihrem schweren Berufe." Freilich, wenn Kaiser Wilhelm nicht leicht einen

geeigneten Anlaß versäumte, der Frau Fürstin seine angelegentlichste Empfehlung oder seine Grüße zu übermitteln, so fehlte es an Anderen im höfischen Dunstkreis nicht, die den großen Kanzler in seiner Frau zu ärgern versuchten. Sie wußten zwar nicht, weil sie es nicht zu verstehen fähig waren, wie wenig sie sie überhaupt treffen konnten, die anfangs bittend und darlegend durch ihn zu den höfischen Notwendigkeiten angehalten werden mußte und die nie den gewissen vernünftigen Sinn in den Zeremonien und Ehren entdeckt hat. Aber er durchsah das natürlich alles und verstand die Absicht wohl. Es wird erzählt, die Kaiserin Augusta hätte plötzlich herausgefunden, die „Frauen der Minister" säßen an der Hoftafel zu weit oben, – von einer aber tat's ihr weh, um mit Uhland zu reden. Ein Hofherr erhielt den unbehaglichen Auftrag, über die vorzunehmende Reform mit Bismarck – der diese Herren, gerade die im Ressort der Kaiserin, ja zuweilen das Gesinde nannte – zu unterhandeln, und trug die Antwort heim: „Meine Frau gehört zu mir und darf nicht schlechter placiert werden als ich. Mich aber können Sie hinsetzen, wo's Ihrer Majestät beliebt." Das letztere war nun freilich doch keine Sache der Beliebigkeit.

* * *

Jedermann weiß, daß die Fürstin die Ereignisse vom März 1890 innerlich viel heftiger

aufgenommen und sie schwerer noch ertragen hat, als er. Der Mann zergliedert, er ist auch im Schlimmsten noch der psychologisch verstehende und dadurch mildernde, die Art der Frau ist die einlinige, instinkthaft sichere Empfindung. Und hier nun eine Frau von solcher Stärke ihres Herzens, solcher nicht oberflächlich leicht heran-gewachsenen Erfülltheit durch die Weisheit und das richtige Handeln des Einzigen, von solcher in all den Jahren nicht erstorbenen Leidenschaft-lichkeit ihres ursprünglichen Temperaments! Hatte er den Zorn und den Stolz, so hatte sie in ihrer Brust ein starkes Etwas jener Gefühle, wie sie die in ihrem Helden tödlich getroffene Kriemhild bewegten, als sie den vergeltenden Ab-schluß der großen Nibelungentragödie ersann. Für die Frau, die ein Leben der vertrauenden Liebe, aber keines der vielerfahrenden aktiven Politik hinter sich hatte, für sie, die in der einmal gegebenen und gewonnenen Freundschaft nicht zu Erschütternde, gab es, wo sie in überwältigender Enthüllung das Unrecht und die Verräterei sah, nur die Unversöhnlichkeit und den Haß. Be-kannt ist Bismarcks Ausspruch, als er gebeten wurde, Böttiсher ein gutes Wort zu gönnen: dann müßte er sich zuerst von seiner Frau scheiden lassen.

Aber daneben blieb ihr eines, und war doch viel mehr. Nämlich, „ihm" Freude, Ablenkung, Wohltuendes schaffen. Wer „Otto" zerstreuen, seine erinnernde oder gestaltende, die Zeitläufte

verfolgende Lebhaftigkeit anregen konnte, ja bei wem sie nur, in den recht verlassenen Jahren bis zum Losbruch der „Bismarckfahrten“, Treue spürte, der war ihr, der gegen Geselligkeit sonst immer so Spröden und nur Nachgebenden, willkommen, für den vermittelte sie, telegraphierte und korrespondierte mit ihm. Es darf und muß noch einmal, noch ausdrücklicher wiederholt werden: diese Frau war dankbar und treu wie wenige, sobald sie echte Freundschaft und Gutgesinnung spürte. Der letzte Schreibfeder-Brief überhaupt, der in dem Bande der Briefe Bismarcks an sie aus Anlaß einer Reise von ihr enthalten ist, von 1889, schließt mit einem Gruß von ihm an „Merlchen“, d. i. an Marie Meister, die Freundin aus der Frankfurter Zeit, mit der die Gemahlin des Reichskanzlers in Homburg vereinigt ist. In diesem Jahre 1889 schreibt sie auch einmal an ihren Sohn Wilhelm: „Jung, gesund, heiter und sehr liebe Menschen, das knüpft recht fest und die Erinnerung bleibt rosig und die Liebe für die Zeit vergeht nicht bis in die Greisenhaftigkeit.“ – Manche, gerade auch liebevolle und wertvolle Frau lehnt innerlich die Universitätsfreunde ihres Mannes ab: aus der feinen Eifersucht der erst später Gekommenen. Sie aber hat diese Motley, Alexander Keyserling und andere von Anfang mit einer Art vornehmer Zutunlichkeit gern gehabt, weil sie Freunde von ihm sind, und sie äußert an Dritte ihre als durch etwas ganz Schönes erfreuten Be-

obachtungen, wenn die Jahre und die Wandlungen des Schicksals nichts der Vertrautheit und dem Verständnis von einst genommen haben. Ganz sicher, auch ohne daß man das hier zu demonstrieren sucht, ist ihr, wie den meisten nachdenkenden und gegen sich selber ehrlichen Menschen, Freundschaft über mechanisch bleibende Verwandtschaften gegangen. Sie äußert einmal brieflich, in den fünfziger Jahren: „Wo ich einmal Vertrauen gefaßt, da ist's auch niemals zu erschüttern und wenn eine ganze Welt mit Schmähreden aufstände"; und doch nicht ganz Wenige bezeugen, daß das nicht Worte waren, sondern Wahrhaftigkeit mit Geltung für lebenslang. Um Bismarck aber hat sie nach 1890 Manchem Freundlichkeit erwiesen, auch wenn das schwerlich eine Figur richtig nach ihrem eigneren Sinne sein konnte: wenn sie nur glaubte, daß der Betreffende für ihn in irgendeiner, schließlich passiven Hinsicht von Interesse sei. Besonders mitteilungsreich sind in all diesen Beziehungen die Tagebuchblätter, die der Reisende Eugen Wolf veröffentlicht hat und aus denen sich mit Feinheit Vieles entnehmen läßt. Bezeichnend ist aber, wie man sie selber, persönlich gewann, — ohne daran gedacht zu haben. Maximilian Harden erzählt: als er 1891 das erste Mal in Friedrichsruh empfangen wurde, vernachlässigte er im ersten Moment der Begrüßung, in der Erregtheit, vor Bismarck zu stehen, die im Zimmer mit anwesende Fürstin. Als er das dann schnell gut

machen wollte, schnitt sie ihm die Worte ab: „Weshalb denn? Daß Sie nur für ihn Augen hatten, fand ich ganz natürlich." Und eben so hatte es ihr gerade gefallen. Ein unbekümmertes weltmännisches Benehmen in solchem Augenblick entsprach dem Maßstab für ihren Bismarck nicht.

Eben dies war doch auch Geschenk, das der März 1890 ihr brachte: sie hatte Bismarck wieder ganz und gar. Das hatte sie gar zu lange nicht mehr gehabt. Anscheinend aus späten Gesprächen in Friedrichsruh bestätigt es P. Liman („Fürst Bismarck nach seiner Entlassung"), daß von allen vorhergegangenen die Frankfurter Jahre die glücklichsten für sie gewesen seien. Also trotz der beglückten, oft schwärmenden Briefe aus Petersburg. Erinnerung fühlt sicherer als der Moment, das Wichtigste tritt erst ihr ganz klar heraus, gleich einem überragenden Gipfel, der nur im gehörigen Abstand ganz ermessen wird. Über Petersburg dehnte sich der nachträgliche Schatten von Bismarcks schweren damaligen Krankheiten hinweg, und seit den Petersburger Jahren, seit er allein in Paris war und dann Minister wurde, hatte sie ja immer den allermeisten Teil seines – täglichen – Lebens an Menschen und Dinge hergeben müssen. Deshalb war Frankfurt die glücklichste Zeit geworden, trotz so viel Krankheiten und Ängsten.

Wenn ihr zuerst nicht leicht gewesen war

– was sie offen gestand –, die häusliche und pflegende Fürsorge für ihren Geliebtesten seit den achtziger Jahren zum guten Teil nach den nicht viele Umstände machenden Weisungen Schweningers umzumodeln, so überwand letzterer ihre Mißstimmung bald, weil sie die Treue in dem fremdartigen bayrischen Oberpfälzer „mit seinen wilden Augen eines Berbers“ spürte. Er war ihr kein „affektierter Manschettenprofessor und geheimnisvoller ‚Zauberer‘,“ spielte nicht den „Doktor Wichtig“, mißbrauchte, wofür sie Instinkt genug hatte, seine Vertrauensstellung nicht, war menschlich durchsichtig, geradezu, kurzfertig und erheiterte ihren Mann. Er war ja auch der Einzige außer ihr selbst, der den Riesen in Dingen, die sein eigenes Wohl angingen, geduldig und gefügig zu machen fertig brachte, und so wurde aus dem Wettbewerb ein gutes Bündnis. Freilich keines, das sie davon abzwang und verhinderte, sich als die über Bismarck Wachende aufzuopfern, so wie sie es einst für die Kinder getan. Oft hat sie, die Sechzigerin, wenn er nicht wohl war, nachts vor seinem Schlafzimmer auf seine Atemzüge gelauscht.

Es hat mir anfangs weh getan, den als Menschen noch mehr denn als Künstler verehrten Fr. von Lenbach am runden Tisch im kleinen, gemütlichen Kegelklubkreise zuweilen mit gewissen Protesten über die Fürstin sprechen und erzählen zu hören. Protesten gegen ihre vielgerühmte „Hausfraulichkeit“. Seitdem aber möchte ich

glauben, daß das nur wieder die ganz eigenartige Feinfühligkeit in Lenbach gesprochen hat, deren innerer Vornehmheit es nicht unnatürlich war, oft sogar das Verstecken zu suchen. Es war der Widerspruch gegen die ganz falsche Einschätzung, die unzulängliche und übertreibende Einseitigkeit, womit die meisten einmaligen Besucher nur gerade das lautlose „häusliche Walten", das schweigende Mitzuhören der Fürstin am Tisch, ihr persönliches Sichkümmern um die möglichen Wünsche des Gastes dankbar empfunden hatten und dieses rasch in ihre Zeitungen brachten. Gerade Naturen, in denen so das menschlich Beste immer etwas Schamhaftes behält, wie bei Lenbach der Fall war, brauchen zu ihrer Ergänzung und Maskierung eine gelegentlich kräftigere Redeweise, als sie der minder Redliche liebt und als jene selber mit dem ganzen Akzent verantworten möchten. Lenbach empfand sein Verhältnis zu der Fürstin als „behaglich", sie hatten eine Unmenge gemeinschaftlicher Bekannter und sie fanden sich im Urteil über diese wie über die Welt im Ganzen. Wie hoch er die Fürstin respektierte, geht auch wieder daraus hervor, wenn der weltberühmte, von allen hochgestellten Personen aufgesuchte Maler gerade das betont, er habe „ungeniert" mit ihr reden können. Und das dankte sie ihm; er war einer von Denen, denen sie in den achtziger Jahren – man lese die Erinnerungen von W. Wyl von Wymetal an Lenbach, Stuttgart 1904 – wohl einmal

klagen konnte, daß sie, wie seit Jahrzehnten von ihrem Manne, nun auch von den Söhnen infolge des „Dienstes" nichts habe.

Beobachtungen, über die man nachdenken wird, hat Max Bewer von der Fürstin aufgezeichnet. „Es ist ein Geist in ihr, der Wärme ausstrahlt, aber selbst keiner Liebkosung bedarf, wie das Gemüt so vieler anderer Frauen." Man wird sich übrigens gegenwärtig halten: alle solche Beobachtungen sind von mehr oder weniger vorübergehenden Besuchern der späten Jahre, noch ohne Kenntnis der Briefe, gemacht. Und mit tiefer Wahrheit charakterisiert sie ferner Adolf Wilbrandt, als von Lenbach eingeführter Gast in Friedrichsruh: „Vornehm und schlicht, eine ruhige, scheinlos würdevolle Gestalt . . . ein großer, unvergeßlicher Kopf, wie vom Schicksal dazu bestimmt, den Mann, der so hohe Wege ging, frei von aller Eitelkeit mit dem reinen, sachlichen Verstand eines hingebenden Herzen zu begreifen."

* * *

Auf dem Boden des Landes, das Mann und Frau allzeit als ihre engere Heimat empfunden haben, in Pommern, wo ihnen mehr als alle Menschen „die Bäume" von ihrem frühen Leben erzählten — Bismarck schreibt dies einmal aus Kniephof an sie —, erkrankte die Fürstin, in Varzin bei dem Aufenthalt im Jahre 1894. Sie war eine leidende und hinfällige Frau ge-



Frühstückstafel in Friedrichsruh.
Aufnahme von Pfarrer Dr. Fritz Lindow aus dem Jahre 1894.

worden, als sie dorthin kamen. Monatelang mit kurzen Unterbrechungen lag sie, ohne darum aufzuhören, die Rege, Fürsorgende, das Häusliche und Familiäre bei sich Konzentrierende zu sein. In den letzten Tagen ihres Lebens war sie scheinbar wohler, so daß, obwohl man durch den kundigen Arzt, Schweninger, vorbereitet war, in ihren Nächsten die Hoffnung sich noch wieder zu regen begehrte. Am Abend des 26. November saß Bismarck an ihrem Lager, ahnungslos, daß es das letzte Mal sei, und sprach mit ihr, er, der so oft und viel ihr großes Pflegekind und Sorgenkind mit seiner Gesundheit gewesen war. In der Frühe des 27., um fünf Uhr, entschlief sie sanft. Es war zu spät gewesen, Bismarck zu diesen letzten Sekunden zu holen. Als er dann erwachte und sogleich in ihr Schlafzimmer ging, fand er die weinenden Enkel, die Söhne der Gräfin Rantzau, an ihrem Totenbett. Ergreifendes vermag Maximilian Harden mit der ihm eigenen, vorbehaltlos starken Realität von dieser Stunde wiederzuerzählen. Den dünnen Schlafrock über dem Nachthemd, die bloßen Füße in Halbschuhen, so saß der Achtzigjährige an dem Bett in der lichtlosen Novemberfrühe und schluchzte wie ein verwaistes Kind.

Da gilt es nichts hinzuzusetzen. Die Briefe seines Lebens zu lesen, an sie. – Was hier der Tod zu erleben auferlegte, das konnte in seiner Ganzheit nur der Eine bis ins Letzte ermessen, und hatte er ganz nur für sich durchzuleben:

zum ersten Male seit 1847 ein Seelengeschehen ohne die von ihm ganz unlösliche Gemeinsamkeit mit ihr. Er hatte immer gedacht, hier und da auch gesagt: „Wenn sie abberufen wird, so möchte ich nicht hier bleiben.“ Nun mußte es doch sein. Freilich hat er demselben besonders geachteten Manne, der dies hören durfte, Sidney Whitman, auch im Jahre 1895 wieder gesagt: „Für mich gibt es nur noch einen glücklichen Tag. Das ist der, an dem ich nicht wieder aufwachen werde.“ – Bei der Trauerfeier der vorläufigen Beisetzung stand der Achtzigjährige aufrecht und groß und still. Nach der Rede des Geistlichen brach er aus den Kränzen über dem Sarge schweigend eine weiße Rose und ging sachte aus dem Zimmer. Dann setzte er sich hin und las in Treitschkes neuem fünften Band der Deutschen Geschichte. Es ist der Band, der die Anfänge Friedrich Wilhelms IV. bis 1848 erzählt – und es sind die Jahre, da das drängendste, stärkste Herz, das unter den Deutschen schlug, nach einer Gefährtin für sein menschliches Suchen und Empfinden begehrte und wohl keine bessere als Johanna von Puttkamer hätte finden können.

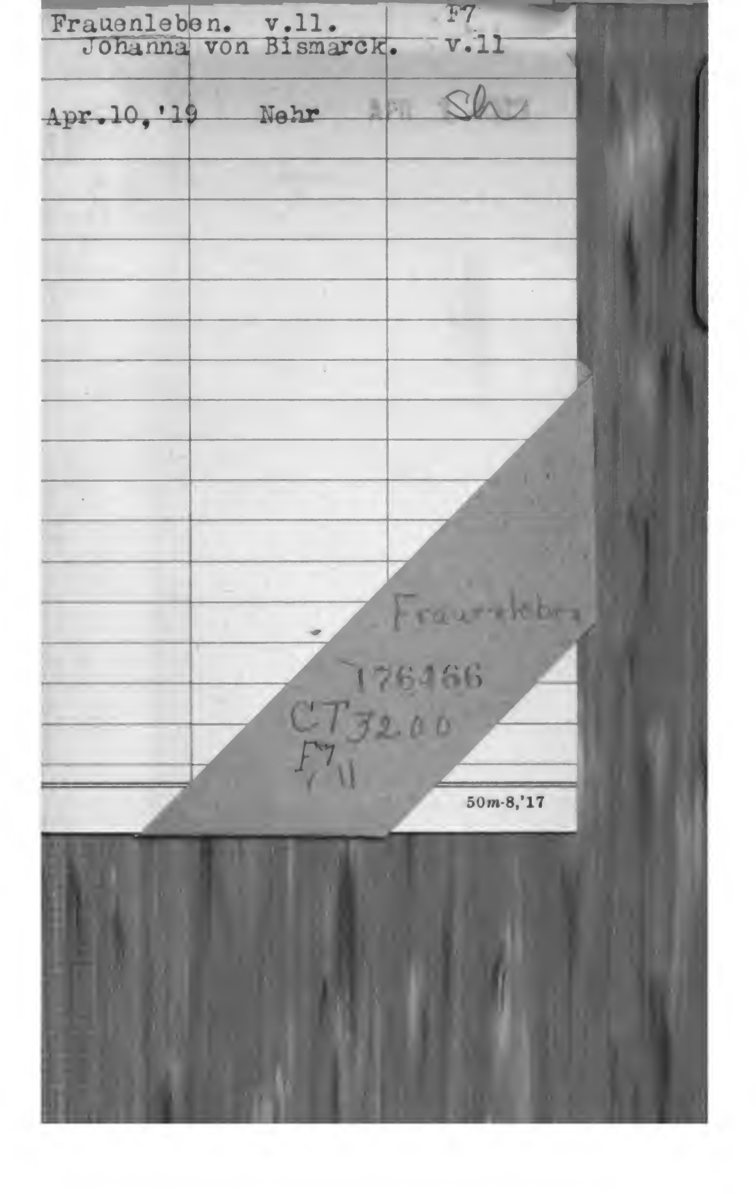
Nach Bismarcks Tode und der Fertigstellung der Gruftkapelle in Friedrichsruh ist Johanna neben ihm dort oben beigesetzt worden. Dort hat bald danach der Schreiber dieser Lebensskizze in der Kapelle gestanden, an den beiden gleichgeformten Sarkophagen aus bayrischem Marmor, mit Fürst Herbert. Es war Mai, durch die

offene Kapellenpforte leuchtete die Sonne auf den jung-grünen Bäumen, wo auf der Bank über dem Hügel Bismarck so gerne gesessen, und wie die ewige Symphonie des Frühlings schmetterte und jubelte der Gesang der kleinen Vögel herein. Allein wir zwei in dem von Frühlingsluft durchfluteten, hellfeierlichen Raum. Fürst Herbert Bismarck war von beiden, dem Vater so ähnlichen Söhnen am meisten das Ebenbild seiner hochgewachsenen, straffen Männlichkeit. Er war schön und man konnte seine Augen nicht sehen, ohne unmittelbar an den Vater erinnert zu sein. Aber er war gleichzeitig der Mutter echtestes Kind. Darum haben ihn, so viel man ihn zu kennen glaubte und leicht damit fertig zu sein glaubte, doch wohl nur Wenige ganz ausgekannt. – Seine Pietät gegen den Vater, seine trotzige Treue wurde der Welt bekannt. Und bis in die kleinsten Dinge offenbarte sie sich rührend dem Gast; aus dem Gegenstand, der gerade dalag, aus der Flasche, woraus zu Tisch oder Kaffee eingeschenkt wurde, kam immer wieder dieses: das hat mein Vater da oder da erhalten, von diesem Wein hat er so und so geurteilt. Und dann schweifte die Unterhaltung von Tagesgeschichte und Politik zu ihm zurück und vergaß, wobei sie sich unterbrochen hatte. Aber es gab Saiten in diesem anderen Bismarck, die noch tiefer angeheftet waren, und es gab auch Stunden oder Sekunden, die diese tiefsten, nicht leicht sich zeigenden, berührten.

Es soll hier nun nicht zum Abschluß versucht werden, das Kapitel von der Ehe der bedeutendsten und der größten Männer mit Formulierungen und Schlagwörtern zu bedenken. Sie müssen unzulänglich bleiben, und im übrigen würde es nur Wiederholung dessen sein, was bei unseren Darlegungen und Mitteilungen aus den Briefen sich ergab oder zu entnehmen war. – Selber geistig bedeutende und nach außen hin wollende Frauen brauchen nicht in allen Fällen strapaziös zu sein und im gröberen oder feineren Sinne eifersüchtig auf Entwicklungen und Vollbringungen des Mannes einzuwirken, mit welchem „eines" zu sein sie den für sie erst schweren Inhalt der Ehe auf sich genommen haben. Sie können Helferinnen sein, noch leichter freilich werden sie zu Zehrerinnen an der aus dem Manne sich lösenden Persönlichkeitskraft. Der Fall hier ist gänzlich anders zusammengesetzt. Die frauliche und die menschliche Stärke Johannas von Bismarck liegen unvermittelt und konventionslos nach der Seite des Seelischen, des Sittlichen und Wahrhaftigen, und des Poetischen hinüber, und gar nicht schöner, glückhafter hätte der von all und jeglichen Eindrücken so starklebendig erfaßte große Mann sich in ihr wiederfinden, zu Teilen sich aus ihr ergänzen und weitererziehen können. Er hat, ein einigermaßen junger noch, wichtigste Saiten seines Wesens in der Schule dieser Verlobtenzeit und Ehe ausgebildet und geübt, in dem er erkannte, wie er sie zu sich zu

ziehen und zu führen habe, und gerade auf diesem Wege hat sie ihn am meisten beeinflußt, so wie stets der gute Lehrer noch mehr als der Schüler in der Gemeinsamkeit lernt. Dies alles immer nur vom Persönlichen, Menschlichen gesagt; aber schließlich kommt es in allen Fällen auf dieses an. Denn die echte, vollbringende, das Dauernde errichtende Größe hat in der ganzen Weltgeschichte niemals in jener kalten Abart der Klugheit gewurzelt, die nur die vergänglichen Ergebnisse der Übervorteilung und der Vergewaltigung schafft. Sondern stets nur in der Sicherheit der groß und gut wollenden Seele, der Selbstlosigkeit, die die vorhandene persönliche Klugheit erst in das Höchste erhebt, und des Gewissens. Und wenn wir von diesem unverrückbaren Maßstab aus zurückdenken an das, wovon diese Blätter Andeutungen und auswählende Beispiele aus der Fülle der Zeugnisse und Bekenntnisse wiedergaben, so wissen wir nun auch, in welcher – nicht grundlegenden, aber befestigenden und hinzufügenden – Weise und zu welchem Segen Johanna von Puttkamer Mitarbeiterin gewesen ist zu der Persönlichkeit Bismarck; somit nicht nur zu deren geschichtlichen Erreichungen für die Nation, sondern in erster Linie auch zu ihren individuellen Inhalten und Schönheiten, die über die Jahrhunderte in Größe hinausleuchten.




Frauenleben. v.11. F7
Johanna von Bismarck. v.11
Apr.10,'19 Nehr
176466
CT3200
F7
50m-8,'17

